

Erholungsreise oder Eilserfahrt

Diese Blätter enthalten Notizen und Erinnerungen einer Reise nach Deutschland welche ich im Fröhsommer 1984, in der Gesellschaft meiner Frau Margaret, und meines siebenundzwanzig Jährigen Sohnes Klemens, unternahm. Da im Laufe der Monate und Jahre Reisen dieser Art von tausenden wenn nicht millionen Menschen besungen werden, muss ich als erstes Rechenschaft ablesen, warum ich das was ich erlebte als beschreibenswert und die Aufzeichnungen in denen ich es festzuhalten versuche als lesenswert betrachte. Die einzise Antwort, die ich auf diese Frage zu geben weiss, ist, dass ich schreibe, weil es mir Freude macht, und dass ich, wenn ich das Geschriebene zuweilen lese, eine Befriedigung empfinde, als wenn ich mir eine seistise Unterkunft sezimmert hätte, so bescheiden und unvollkommen sie auch sein mag, ein Zuhause, ein Eigentum, wenn gleich nur im Reich der Gedanken.

Was nun den Wert des Reisens anlangt, so besteht er nicht, wie allgemein behauptet wird, darin dass man die Welt kennen lernt, sondern sich selbst. Die Reise die den Menschen in die Welt zu führen scheint, leitet ihn statt dessen zu sich selber. Indem sie vor den Augen des Reisenden die Welt wirklich werden lässt, löst sie ihn von ihr ab, bringt ihn zu sich selbst, und lehrt ihn was er ist. Das Verweilen in bekannter Umwelt lähmt den Menschen indem es ihn an gewohntes Denken und Fühlen fesselt. Zu Hause verwächst das Innen mit dem Aussen, und des Menschen Selbstbewusstsein verschmilzt mit seiner Vorstellung von der Welt. Je verlässlicher er sich in der bekannten Umwelt auskennt, desto unbekannter bleibt er sich selbst. Auf Reisen hinsesen ist er unablässlich sezwungen sich neuen Eindröcken, neuen Geföhlen, neuen Gedanken anzupassen. Durch diese Entfaltung von Geist und Seele erfährt der Mensch was er ist, und und zuweilen ahnt er, was er sein könnte.

Die historischen Tatsachen, welche ich zur Erklärung meiner Reise anführen muss, sind einfach genug. Im Herbst 1938, war meine Familie von demselben Schicksal bedroht, dem Millionen anderer Menschen zum Opfer fallen würden. Wenn ich erwähne, dass wir als Flüchtlinge vor dem National-Sozialismus nach Amerika auswanderten, so muss ich, um vor des Lesers Augen kein der Wirklichkeit ungetreues Bild entstehen zu lassen, hinzufügen, dass meine Eltern, da sie verhindert waren, mehr als sechs Prozent ihres Vermögens in amerikanische Devisen umzutauschen, unsere Auswanderung in äusserster Eile anzustellen, in Kabinen der ersten Klasse auf einem transatlantischen Damfsschiff der damaligen Hamburg-Amerika Linie. Das Schiff hiess "Hamburg"; es wurde, so viel ich erfahren konnte, später im Krieg versenkt. In den Bergen des südwestlichen Virginia siedelten wir uns an. Dort wirkte mein Vater fünfunddreissig Jahre lang als Arzt in isener medizinischer Praxis, und dort lebten wir in Ruhe und

Frieden, während der Staat dem wir entflohen waren mit mörderischem Hass fast das ganze Europa verwüstete, bis er zuletzt von selbstgestiftetem Kriege zerstört wurde. Wir aber wurden nur vor dem Lautsprecher des Rundfunkapparates, unter unversehrtem Dach, von den Ereignissen jener schicksalvollen Jahre berührt.

Als der Krieg vorüber war, ersah sich mir die Möglichkeit wieder nach Deutschland zurückzukehren. Ich zog sie nie ernstlich in Erwägung weil mich Familienbände nun stärker an Amerika knüpfen, und weil die Berufsmöglichkeiten in diesem Lande mir günstiger erschienen. Ich kann nicht bestreiten, dass ich mich in Amerika gut zurechtgefunden habe. I managed to get along very well. Aber dass ich mich je in Amerika zu Hause gefühlt hätte, kann ich nicht sagen.

Andererseits aber schien auch die deutsche Heimat unwiederbringlich zerstört. Am Wenigsten hatte dies mit der physischen Zerstörung der Städte zu tun, so schmerzhaft ich sie auch empfand. Die Erklärung dafür wird mir erst heute, nachdem ich sie so viele Jahre besucht habe, klar. Insofern wir am Gemeinschaftsleben in Deutschland teilgenommen hatten, und nicht als seine Opfer umgekommen waren, waren wir ja alle, ich brauche nicht zu behaupten Mitglieder, aber jedenfalls Nutzniesser des National-Sozialismus. Dementsprechend mussten wir alle entnazifiziert werden.1) Bei uns Juden und Christen jüdischer Abstammung wurde die politische Entnazifizierung von den Nazis, indem sie uns verbannten, selbst ausgeführt. Die politische Entnazifizierung welche die alliierten Behörden nach dem Kriege durchführten, war eine unbeabsichtigte Parodie der national-sozialistischen Verfolgungen, genau wie die Nürnberger Prozesse ihre Ähnlichkeit mit den NS Gerichtsverfahren hatten, wie auch die Gulass mit den Konzentrationslagern, und die amerikanische Vorherrschaft in der Freien Welt, "the American leadership of the Free World" ein Ausdruck von Hybris ist, der mit dem Anspruch auf ein tausendjähriges Drittes Reich eine erschreckende Ähnlichkeit hat.

Aber ich übereile mich und komme vom Thema ab. Politisch waren wir zureichend entnazifiziert. Doch bedurfte es noch einer anderen, tieferen Entnazifizierung wenn es je wieder möglich sein sollte, in Deutschland zu Hause zu sein. Notwendig vor allem ist seelische Entnazifizierung, und die, wenn überhaupt, ist erreichbar nur durch das Leiden. Es wäre eine unverzeihliche Anmassung darüber Gericht zu halten, wer durch sein Leiden sendend entnazifiziert worden sei. Nur

1) Die eigene Schuld sucht man von sich abzuwälzen, in dem man sie bei anderen auffindet, beklagt, und bestrahlt. Es ist nur menschlich, dass unsere Schuldgefühle unbewusst bleiben, und als Kritik nicht an uns selbst, sondern an anderen, zum Ausdruck kommen.

von den Ermordeten kann man es mit Sicherheit sagen. 2) Ebenso anmassend ist es, über unsendende Entnazifizierung zu urteilen. Das Recht dazu hat Jeder nur im eisenen Falle. Von mir darf ich deshalb mit Entschiedenheit sagen, dass ich es damals nicht war, und dass ich es heute noch nicht bin. So schwer das Leben in einem fremden Lande sein mag, hat es doch den Vorzug, dass der Fremdling dort von Jener Schuld entlastet zu werden vermag, welche die Zusehbarkeit zu einem Volke unvermeidlich mit sich bringt. So habe ich mich nie für die Untaten der verschiedenen amerikanischen Resierungen die ich überlebt habe verantwortlich gefühlt. Umso mehr habe ich unter der Schuld gelitten, und werde es mein Leben lang tun, womit meine Zusehbarkeit zur Welt des deutschen Geistes mich belastet.

Der aufmerksame Leser wird mir vorwerfen, dass durch Verteilung der Schuld auf alle die, welche den National-Sozialismus überlebt haben, die Verantwortlichkeit selbst aufgehoben wird, und dass, wo alle beschuldigt werden, die Schuld ein gewichtloses Hirnsespielt wird, das niemanden belastet. Jedoch wünsche ich diesem Argument, welches das Wesen der Schuld völlig verkennt, aufs dringlichste zu widersprechen. Es setzt voraus, dass die Schuld nur im Rahmen der Unschuld bestehen kann. Es verleitet den Menschen in Angesicht der allgemeinen Schuld sich selbst zu retten, indem er sich selbst rechtfertigend, versucht auf die Seite der Unschuld zu flüchten. Es führt ihn in Versuchung, die Last der eisenen Schuld seinem Bruder aufzulesen um sich selbst davon zu befreien. Es ist aber dem Menschen unmöglich die Schuld eines anderen zu besreifen. Wer von Schuld spricht, spricht immer von eisener Schuld. Wer beschuldigt, beschuldigt immer nur sich selbst.

Die Rationalisierung der Verantwortlichkeit, wie Kant sie am konsequentesten ausgeführt hat, stellt den Menschen vor die mutmassliche Wahl zwischen Recht und Unrecht. Sie will es nicht wahr haben, dass er fast überall zur einen Handlungsweise oder der anderen gezwungen wird, und dass es viele, sehr viele Situationen gibt wo er die Rechtschaffenheit seiner Handlung mit seiner Freiheit wenn nicht gar mit seinem Leben verbüssen muss. Die Denk- und

2) Die Identifizierung des Leidens und des Sterbens als des entschäftigen Entnazifizierungsprozesses, verlegt die damit verbundenen Fragen sofort in eine ganz andere Perspektive. Das Leiden ist nicht als Strafe zu verstehen, sondern als ein sinnbildliches Absterben, als einzigmögliche Erlösung des sonst unabänderlich beschädigten Lebens. Anderen Ortes hoffe ich diese Bedeutung des Leidens ausführlicher zu erläutern. Inzwischen berufe ich mich auf die Sterbensworte Georg Böchners: "Wir brauchen mehr Leiden, denn nur durch Leiden sehen wir zu Gott ein."

- 2 -

Handlungsweise eines jeden Menschen ist ein Kompromiss zwischen dem, was von ihm als Gesellschaftsmitglied gefordert wird und dem, was er als Einzelner für sein Leib- und Seelenheil bedarf. So verstehe ich Hölderlin, wenn er sagt: "Und es fordert die Seele Tag für Tag der Gebrauch uns ab." Der Widerspruch zwischen dem Guten und dem Notwendigen macht die Unschuld unmöglich. Ihn zu leugnen ist das grosse Versehen aller idealistischen Moral. Im Lichte der Tatsache, dass der Mensch der Schuld nicht entsehen kann, erweist sich die berühmte kantische Lehre vom kategorischen Imperativ als liederliche Unwahrheit.

Das ist kein neues Problem. Die Herausstellung des persönlichen Gewissens in der Reformation verschärfte die Frage der persönlichen Verantwortung für die von der Gesellschaft erzwungene Handlung. Man hat es dadurch zu lösen gemeint, dass man Recht dem Willen des Herrschers, der öffentlichen Macht, gleichgesetzt hat, und man hat übersehen, dass durch diese Gleichsetzung der Gewissensaufruf, welcher der Reformation zu Grunde liegt, rücksichtslos wird. Man wollte die Gerechtigkeit des Menschen sichern, indem man das Vorrecht moralischer Entscheidung der organisierten Gesellschaft und ihren Vertretern überschrieb. Damit hat man den Menschen zu einem Beamten bestimmt, dessen Tun darin besteht, die Befehle eines Vorgesetzten auszuführen. Erst jetzt, im Rückblick auf die Katastrophen dieses Jahrhunderts, erkennt man, dass die Bekleidung des Staates mit moralischer Macht ein viel zu hoher Preis für die daraus abgeleitete vermeintliche moralische Integrität des Individuums ist. 3)

Wasen wir es einmal, die lutherisch-kantische Moral zu Ende zu durchdenken. Entweder wir unterwerfen uns der Obrigkeit oder wir tun es nicht. Tun wir es nicht, so werden wir durch diese Selbstständigkeit ihre Feinde, wie in unseren Zeiten die Terroristen. Damit zerstören wir uns in eigener Person und belasten uns mit der Schuld eines vermeinten grossen Unrechts. Unterwerfen wir uns aber der Obrigkeit, so ersehen sich wieder zwei Möglichkeiten, wir haben Teil an ihrer Schuld oder wir haben es nicht. Im ersten Falle, sind wir alle schuldig, was zu beweisen war. Im zweiten Falle, wirkt die Obrigkeit als Schirm zwischen der Verantwortung und dem Einzelnen. Um dem Gericht zu entsehen, um seine ver-

3) Die klassische Formulierung dieses Gedankens lautet: "Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben." Gemeint ist nicht nur das innere Gesetz, sondern das äussere, staatliche, dem der Mensch sich unterwerfen soll. Diese mit Gewalt erzwungene Unterwerfung wird als "freiwillig" hingestellt. In ihr soll der Mensch seine "moralische" Freiheit finden. Selten ist die Not in so anspruchsvollem Stiel in Tausend umgedichtet worden. Die Mutmassung, dass ein inneres Gesetz mit dem äusseren übereinstimmen könnte, ist einer der grössten Irrtümer des Idealismus.

meintliche moralische Freiheit zu bewahren, lässt sich der Einzelne entmündigen. Er schiebt alle Verantwortung auf seinen Führer, auf den, welcher allein die Macht besitzt, und welcher deshalb nun allein die Schuld tragen soll. Mit dieser Schlussfolge gibt der Einzelne jede Verantwortung für sein eigenes Handeln auf und lässt sich zum blöden Instrument der Gesellschaft erniedrigen. Der Begriff Schuld verliert seinen Sinn. Weil jeder nur die Befehle der Obrigkeit ausführt, hat keiner Schuld. Nur die Obrigkeit soll verantwortlich sein. Aber nun ist alle Schuld aufgehoben, denn die Obrigkeit gehorcht dem Willen des Volkes. Dies ist der Fall nicht nur unter demokratischen Regierungen die vom Volke gewählt sind. Auch totalitäre und autarkische Regierungen, Könige, Kaiser und Führer die nicht vom Volke gewählt sind, sind Ausdruck von des Volkes Willen. Es geschieht nämlich, dass das Volk sich an seinen Herrschern orientiert, es folgt ihrem Wink, es verinnerlicht ihre Befehle, bis zuletzt das befohlene Handeln Ausdruck des eigenen Willens wird.

Man hat es ja offiziell versucht, und es mag gute Politik und berauschende Propaganda gewesen sein, für die Versehen des Staates der Obrigkeit, den Volksführern, die Schuld zuzuweisen, und sie nach dem Machtsturz, wie in Nürnberg, als Sündenböcke an Stelle der vielen Einzelnen die sie vertraten, vor Gericht zu stellen, abzuurteilen, und hinzurichten. Aber das ist auch ein offenes Unrecht, denn die Volksführer die man hinrichtete waren vom Volke gewählt, sie taten den Willen des Volkes, und das Volk war unfähig und unwillens sich von ihnen zu befreien, obschon sie es ins Verderben führten. Man mag jene die das Volk anführten schuldig sprechen aber ihre Schuld vermag in keiner Weise die Schuld des Volkes das sie wählte und unterstützte zu verringern. Ihre Bestrafung hat das Volk in keiner Weise von Schuld befreit.

Der heutige Amerikaner verhält sich in vergleichbarer Ohnmacht zu den Greueln seiner Regierung wie damals zu Hitler's Zeiten der gute Deutsche. Das Verhältnis eines Volkes zu den Verbrechen seiner Regierung sieht man am klarsten in der gegenwärtigen politischen Lage in den Vereinigten Staaten, wo unser Besreifen durch den Vorzug bestärkt wird, dass die Bevölkerung ihre Gedanken und Wünsche uneingeschüchtert aussprechen darf, und dass die Wahlen tatsächlich ein Spiegel des Volkswillens sind. Das amerikanische Volk befürwortet mit seinen Stimmen den Tod von sechs und mehr als sechs Millionen Russen durch Kernwaffen, mit genau der selben Gleichgültigkeit mit der die Deutschen den Tod von sechs Millionen Juden befürwortet haben. Apologeten für mörderische Staatsraison sind immer zur Stelle. In Deutschland, wenn von Konzentrationslagern geplündert wurde, pflegte man die Greueln entweder als kommunistische Propaganda zu leugnen, oder aber sie als unbeabsichtigte Ausschweifungen einer im Grunde wohlwollenden Regierung zu entschuldigen. "Der Führer," sagte man, "will das eigentlich

nicht." In Amerika braucht man es nicht zu flöestern, und sein seniler Präsident witzelt unbefangen über den Zerstörungskrieg.

In dem heutigen Amerika ist die systematische Unwahrheit der merkantilen Werbung zum Leitprinzip der Politik geworden. Mit seufhylvollen Reden über den Frieden rüstet man zum Kriege. Man schwelzt im Rausche der Macht, und man sehnt sich sie im Kriege zu verwirklichen. Selbstverständlich wollen die Amerikaner den Krieg, vorausgesetzt, dass er so hygienisch durchgeführt wird, dass sie selbst unversehrt bleiben. Und die Zahl der Toten, die ihrem Wahn zum Opfer fallen soll, bekümmert sie nicht. Sie werden sich dann einbilden, dass sie die Menschheit vom absoluten Bösen gerettet haben. Was es sechs millionen Leben kosten oder zwölf, was liest an den Zahlen? Wen kümmern die Leiden der Verstümmelten und der Sterbenden? Auch die politische Werbung muss dazu dienen die entsetzliche Wirklichkeit zu verblömen. Das Instrument des Massenmords nennt man "Peace-keeper". Aus unzähligen Kehlen schallt im Einklang die sturme Entschuldigung Keins. Soll ich meines Bruders Hüter sein?

Um Missverständnissen vorzubeugen möchte ich es ausdrücklich ausgesprochen haben, dass man allen Grund hat anzunehmen, dass die moskauer Kriesspläne ein Spiegelbild der amerikanischen sind, und dass die russische Bevölkerung die Vorbereitung des Tötens von Millionen von Amerikanern ebenso gutheisst, wie ihre amerikanischen Gesner den ihren. Ich weiss auch, dass es ein grosser Vorzug ist, dass, während dergleichen Ausführungen in Russland mit Zuchthaus oder Verbannung, wenn nicht sogar mit dem Tode bestraft würden, sie hier in Amerika die einzige Strafe trifft, dass man sie überhört.

Aber zum Thema zurück. Ich kann mich des Schlusses nicht entriinsen, dass insofern wir uns dem lutherischen Sinne der Obrigkeit unterwerfen, wir für das Unrecht in das sie uns verwickelt mit Verantwortung tragen. Wenn dies der Fall ist, so sind wir alle, die wir den National-Sozialismus überlebt haben an ihm mitschuldig, insofern wir unsere Pflicht taten, ihm zu gehorchen. Ist dieses aber nicht der Fall, was es im Gegenteil unsere Pflicht, dem National-Sozialismus zu widerstehen, so ist die Tatsache, dass wir ihn überlebten, das klarste Zeichen unserer Schuld. Die Taten des Staates sind möglich nur durch die Mitwirkung seiner einzelnen Mitslieder. Verweigeren sie alle ihm ihre Dienste, so wäre er machtlos. Warum sollten also die Diener, in deren Kräfte seine Macht besteht, für das Unheil, das sie möglich machten, schuldlos gehalten werden?

Es selinst also nicht den Schlingen der Mitschuld zu entschlöpfen. Der Einzelne ringt um die eiserne Gerechtigkeit, aber sie entseht ihm. Das Höchste wäre zu besreifen,

Fern-1112

12
11
10

dass man selbst Verbrecher ist. Aber diese Vorstellung selbst Verbrecher zu sein widerstrebt dem Gefühl nicht anders als die Vorstellung inmitten eines Verbrechervolkes zu leben und ein Teil von ihm zu sein. Die mögliche Schuld des Einzelnen ist unleugbar, so fest ist der Schuldbesriff im Bewusstsein verankert. Wie aber steht es um die Möglichkeit einer gemeinsamen Schuld? Ist eine Schuld der ganzen Gesellschaft überhaupt möglich? Wie soll man sie sich vorstellen? Inwiefern ist es überhaupt sinnvoll von dem Verbrechen eines Volkes zu reden?

Die Geistesgeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts steht im Schatten der Frage nach Schuld? Wie soll die Schuld für die grauenhafte Nazi Herrschaft verteilt werden? Die Losung der Nürnberger Gerichtsverhandlungen und der Entnazifizierungsverfahren die Jenen folsten ist dass die Führer des Volkes schuldig waren, die Jene also welche die Befehle gaben, minder belastet, wenn nicht gar unschuldig jene Bürger, die diese Befehle ausführten. Denn zu gehorchen und das Programm des Staates zu unterstützen war die Pflicht eines Jeden, und kaum einer der sie öffentlich verweigerte durfte leben. Aber ist es denn wirklich wahr, dass der Befehl von Oben das Vergehen entschuldigt?

Wenn ich die deutsche Geschichte in diesem Jahrhundert überdenke, so stosse ich mich immer und immer wieder an der Frage, ob die Verbrechen des deutschen Volkes in der Nazi-Zeit sich irgendwie von den Verbrechen anderer Völker in unseren oder in vergangenen Zeiten unterscheiden lassen. Die Frage klingt befremdend, und der Grund für diese Befremdung liegt auf der Hand. Verbrecher sein, dem Sinn des Ausdrucks gemäss, heisst gegen die Normen der Gesellschaft verstossen. Deshalb ist es sinnwidrig von dem Verbrechen eines Volkes, oder irgend einer anderen organisierten Gesellschaft zu sprechen. Es ist ja erst die Gesellschaft welche der Massstab der Rechtschaffenheit und des Verbrechens liefert. Was gerecht ist, entscheidet der öffentlich Wille, entweder indem er formell darüber abstimmt, oder häufiger indem er jene Menschen zu seinen Führern wählt welche die jeweilige Vorstellung von Gerechtigkeit verkörpern. Deshalb kann ein souveränes Volk ein Verbrechen im ordinären Sinne nicht befehlen.

Die grössten Gefahren welchen den Menschen bedrohen entspringen nicht der Natur sondern vom Tun und Lassen anderer Menschen. Der Menschen Handlungen aber lassen sich in der Vorstellung jedenfalls von Gesetzen und Regeln bestimmen. So versucht der Mensch indem er Recht und Unrecht erfindet, sich von menschlicher Bedrohung zu schützen. Die Gesetze welche er entwirft haben als Hauptzweck ihn vor seinen Mitmenschen zu schützen. Aber er versucht vergebens die menschliche Schlechtigkeit aus seiner Welt zu tilgen, wie widerrechtlich oder verbrecherisch er sie auch bezeichnen mag, wie hart auch die Strafe mit der er sie zu versetzen droht.

Das Gesetz hat einen doppelten Zweck. Praktisch soll es die schädliche Handlung des Einzelnen verhüten dadurch auch dass es den Missetäter mit Schuld und Strafe verfolgt. Theoretisch soll es die Weltordnung sicherstellen, indem es einen Rahmen und eine Bürgschaft für die Handlung der Menschen bietet. So ist die Vervollkommnung einer Gerechtigkeit um das Unrecht zu richten eine der wesentlichsten Aufgaben des irdischen Staates. Wie das weltliche Gericht, die Gerechtigkeit der Gesellschaft wiederherrichten soll, so fordert man ein überirdisches Gericht um die Rechtschaffenheit des Kosmos wiederherzustellen. Dennoch bleibt die höhere Gerechtigkeit, im Gegensatz zu der irdischen, in der Geschichte unauffindbar. Sich mit der Schlechtigkeit der Welt abzufinden, eine Anschauung zu entwickeln, die den Tatsachen sende tut, und doch zugleich eine gerechte Weltordnung aufrecht erhält, ist das Vorhaben Jede der vielen Theodizeen welche die Menschen sich erfunden haben, von Homer bis auf den heutigen Tag. Theodizee ist die unvermeidliche Aufgabe die der Mensch erfüllen muss, um vor sich selber bestehen zu können.

Das Versehen eines Volkes kann nicht als Verbrechen bezeichnet werden, sondern als Sünde, denn ein Volk ist keinen Gesetzen unterworfen als den Geboten der Gott-Natur. Wer aber wäre damit beauftragt, diese Gebote aufzuzählen? Wer wäre zum Richter über das sündige Volk bestellt? Der Begriff Sünde ist sinnvoll nur im Rahmen einer überirdischen Gerechtigkeit, und diese ist erkennbar, Jedenfalls nach protestantischer Lehre, nur durch das unmittelbare Gewissen des Einzelnen.

Dazu dass der Begriff der Sünde eines Volkes mehr als Kuriosität sein sollte, bedürfte es eine Volksgemeinschaft wie sie heute kaum noch auffindbar ist. In der zerklüfteten Gesellschaft in der wir leben, kann Schuld nur von Einzelnen getragen werden. Irgendjemand muss schuldig sein damit die Welt gerecht bliebe. Wenn keiner Schuld hätte, wäre der Kosmos verdorben. Rechtschaffene Bürger versichern sich ihrer eisernen Schuldlosigkeit indem sie den vermeinten Verbrecher vom Staate töten lassen. Das offenbare Geheimnis der christlichen Theologie ist es, dass, um die Gerechtigkeit Gottes zu retten, Christus in genau diesem Sinne Verbrecher werden und sich kreuzigen lassen musste. Aus gleichem Grunde bedeutet Christ sein die Bereitschaft die Schuld, die grosse Schuld im allgemeinen und im einzelnen, als seine eigene anzuerkennen und ihre Last auf sich zu nehmen. Es war aber meine Unfähigkeit dieser grossen Aufgabe gerecht zu werden hielt mich jahrelang von einer Rückkehr nach Deutschland ab. Und so geschah es dass der Fluss in die alte Heimat eher zu einer verzweifelten Pilgerfahrt als zu einer erholungsvollen Freireise wurde.

Die Fragen über die Schuld welche durch unsere bevorstehende Deutschlandreise in den Vordergrund des

Bewusstseins gedrückt wurden sind von weittragender Bedeutung. Es hat keinen Zweck die Macht zu leugnen welche dass subjektive Schuldbewusstsein über das Gemüt des Individuums ausübt, und sein dringendes Bedürfnis schuldlos und gerecht zu sein. Dass dieses Verhältnis des Menschen zu sich selbst oder zu seinem Gott ausserhalb wenn nicht gar oberhalb und sicherlich unabhängig von den Beziehungen zu seinen Mitmenschen als Einzelnen und als Gesellschaft besteht soll nicht in Frage gestellt sein. Aber ebensowenig darf seleugnet werden, dass der Schuldbegriff, und sein Widerspruch, die Vorstellung der Gerechtigkeit, das Schema darstellt mittels dessen die Gesellschaft die Handlung des einzelnen Menschen kontrolliert. So entsteht der bekannte und oft bemerkte Widerspruch zwischen dem Gewissen des Einzelnen und dem Zwang der Gesellschaft, ein Widerspruch der in dem jüngsten Schicksal Deutschlands eine so wesentliche Rolle spielt. Hier ersibt sich die unbeantwortete Frage, welches ist die Verpflichtung des Einzelnen sich selbst, das heisst, seinem Gewissen gegenüber, und welches die Verpflichtung den Geboten der Gesellschaft. Unter welchen Umständen darf, unter welchen Umständen muss, sich der Einzelne der Gesellschaft widersetzen. Es scheint dass trotz der vielen Worte die diesem Thema in den letzten vierzig Jahren gewidmet worden sind, eine Antwort auf sie um nichts näher ist. Die biblische Losung, man solle Gott geben was Gottes sei, und dem Kaiser das seine, verkennt das Problem, welches gerade darin besteht, dass die Gesellschaft nach wie vor des Menschen Innerstes beansprucht. So entsteht ein unselöster, und wohl eigentlich auch unlösbarer Konflikt der durch die Artigkeiten der demokratischen, liberalen Politik nur verdeckt aber keineswegs aufgehoben wird. Das ist der Konflikt den alljene Menschen erfahren und erfahren welche den Unterdrückten, Verfolgten, den Flüchtlingen Beistand leisten, und deshalb vom staatlichen Verfolger gefehndet werden, und in Gefahr ihr Gut und Leben zu verwirken. Im Rückblick fällt es dem ausserstehenden, Urteilenden immer leicht den Mut des Sichopfernden zu preisen, doch von dieser Anmassung die meint von jedem verlangen zu dürfen, dass er sein Gut und Habe, sein Leben in höherem Dienste opfere, lassen sich sehr leicht Verhältnisse konstatieren, wo ein Mensch nicht nur sein eigene Wohl, sondern das seiner Familie und Freunde aufs Spiel setzen muss, um sich in der Stellung der Gerechtigkeit zu erhalten. Und wer wüste überhaupt zu urteilen was in einem solchen Falle die Pflicht vom Einzelnen verlangt? Und da die Pflicht unbestimmbar ist, muss man fragen in wie fern sie überhaupt besteht. Sicherlich vermag man Beispiele zu erfinden welche, je nach ihrer Beschaffenheit, die Schuld oder Unschuld des Protagonisten jenseits allen Zweifels bestimmen. Das aber sind Erfindungen. Im Alltag sibt es nie entsprechende Klarheit. Deshalb ist es von grosser Wichtigkeit, die Unlösbarkeit dieses Fragenkomplexes nicht aus den Augen zu verlieren.

Es ist nun eine ganz andere Frage, ob die Gesamtheit der

Menschen, die Gesellschaft, von einer Schuld befallen sein kann. Wäre es möglich, dass auch die Handlungsweise der Gesellschaft demselben oder einem ähnlichen Schuldbegriff unterliegen könnte.

Es ist vielleicht die Aufgabe des Einzelnen in englisch-amerikanischem Stile die Gesellschaft durch politische Handlung zu beeinflussen. Und es könnte sein, dass darin seine einzise Pflicht besteht, und dass er tatsächlich für seine Zusehörigkeit zur Gesellschaft nicht bestraft werden darf. Der ethische Wert seiner Mitwirkung (Kooperation) wäre aber dann ein ganz anderer als der der herkömmlichen, konventionellen Unterordnung. Es wäre der allsemin gesellschaftliche Wert des Überlebens, des Gedeihens in einer Gesellschaft. Aus dieser Hinsicht wäre die hersebrachte Moral zum grossen Teil aufgehoben.

Die Katastrophe kam uns am nächsten, als mein Vater, kurz nach dem 9. November 1938 im Konzentrationslager Buchenwald inhaftiert wurde. Nach etwa drei Wochen kehrte er abgemagert, mit kahl geschorenem Kopf, zu uns zurück. Sonst aber konnte ich keine Zeichen körperlicher Verletzung erkennen. Von dem was ihm dort geschehen ist hat er nie in meiner Gegenwart gesprochen. Meine Mutter, meine Schwester und ich sind Jeslichem physischen Leid entsangen. Ich hebe diese Tatsachen hervor, weil ich keinen Anspruch darauf erheben darf mich und mein Leben als Opfer der nationalsozialistischen Verfolgungen auszugeben. Von der Bedeutung der brutalen Quälereien zu reden der so viele Menschen unterlassen darf ich mich nicht vermessen, denn ich habe sie nicht erlebt und vermag nichts als in Demut und Ehrfurcht von dem was ich nicht selbst erfahren habe zu schweigen. Im Vergleich zu dem Schicksal anderer ist das was mir und meiner Familie geschah eine Nichtigkeit. Vielleicht bietet diese Tatsache die Erklärung weshalb, in Anbetracht der Ermordeten, ich mich nie dem Gefühl der Mitschuldigkeit entwinden konnte.

Und doch wäre es unrichtig zu leugnen, dass wir unter der Verfolgung und Vertreibung zu leiden gehabt haben. Sobald wir in Amerika angekommen waren, besann für uns der Prozess uns von den Wunden, welche uns die Nazis zuseföst hatten zu erholen. Es ist sinnvoll den Verlauf dieser jahrelangen Genesung noch einmal zu überblicken, nicht um Bedauern zu heischen, sondern um dadurch die Frage von Verantwortung und Schuld vielleicht ein wenig zu erläutern.

Für verlässliche und angesehenen Bürger wie wir es waren und sein wollten, ist der Abfall in die Klasse der geächteten Ja an sich schon ein grosser Verlust. Neben der Befriedigung der einfachsten Bedürfnisse des Körpers ist die Wahrung des Selbstbewusstseins einer der grundlegendsten Voraussetzungen der menschlichen Existenz. In dem Moment wo ein Gegner den Wert eines Individuums in Frage stellt, wehrt es sich mit einer wechselbezüglichen Abschätzung des Widersachers. Man

Form 11112

12
11
10
9
8
5
4

Bewusstseins gerückt wurden sind von weittragender Bedeutung. Es hat keinen Zweck die Macht zu leugnen welche das subjektive Schuldbewusstsein über das Gemüt des Individuums ausübt, und sein dringendes Bedürfnis schuldlos und gerecht zu sein. Dass dieses Verhältnis des Menschen zu sich selbst oder zu seinem Gott ausserhalb wenn nicht gar oberhalb und sicherlich unabhängig von den Beziehungen zu seinen Mitmenschen als Einzelnen und als Gesellschaft besteht soll nicht in Frage gestellt sein. Aber ebensowenig darf geleugnet werden, dass der Schuldbegriff, und sein Widerspruch, die Vorstellung der Gerechtigkeit, das Schema darstellt mittels dessen die Gesellschaft die Handlung des einzelnen Menschen kontrolliert. So entsteht der bekannte und oft bemerkte Widerspruch zwischen dem Gewissen des Einzelnen und dem Zwang der Gesellschaft, ein Widerspruch der in dem jüngsten Schicksal Deutschlands eine so wesentliche Rolle spielt. Hier ersibt sich die unbeantwortete Frage, welches ist die Verpflichtung des Einzelnen sich selbst, das heisst, seinem Gewissen gegenüber, und welches die Verpflichtung den Geboten der Gesellschaft. Unter welchen Umständen darf, unter welchen Umständen muss, sich der Einzelne der Gesellschaft widersetzen. Es scheint dass trotz der vielen Worte die diesem Thema in den letzten vierzig Jahren gewidmet worden sind, eine Antwort auf sie um nichts näher ist. Die biblische Losung, man solle Gott geben was Gottes sei, und dem Kaiser das seine, verkennet das Problem, welches gerade darin besteht, dass die Gesellschaft nach wie vor des Menschen Innerstes beansprucht. So entsteht ein unlösbarer und wohl eigentlich auch unlösbarer Konflikt der durch die Artigkeiten der demokratischen, liberalen Politik nur verdeckt aber keineswegs aufgehoben wird. Das ist der Konflikt den all jene Menschen erfahren und erfahren welche den Unterdrückten, Verfolgten, den Flüchtlingen Beistand leisten, und deshalb vom staatlichen Verfolger gefahndet werden, und in Gefahr ihr Gut und Leben zu verlieren. Im Rückblick fällt es dem ausserstehenden Urteilenden immer leicht den Mut des Sichopfernden zu preisen, doch von dieser Annahme die meint von Jedem verlangen zu dürfen, dass er sein Gut und Habe, sein Leben in höherem Dienste opfere, lassen sich sehr leicht Verhältnisse konstatieren, wo ein Mensch nicht nur sein eignes Wohl, sondern das seiner Familie und Freunde aufs Spiel setzen muss, um sich in der Stellung der Gerechtigkeit zu erhalten. Und wer wagt überhaupt zu urteilen was in einem solchen Falle die Pflicht vom Einzelnen verlangt? Und da die Pflicht unbestimmbar ist, muss man fragen in wie fern sie überhaupt besteht. Sicherlich vermag man Beispiele zu erfinden welche, je nach ihrer Beschaffenheit, die Schuld oder Unschuld des Protagonisten jenseits allen Zweifels bestimmen. Das aber sind Erfindungen. Im Alltags gibt es nie entsprechende Klarheit. Deshalb ist es von grosser Wichtigkeit, die Unlösbarkeit dieses Fragenkomplexes nicht aus den Augen zu verlieren.

Es ist nun eine ganz andere Frage, ob die Gesamtheit der

Menschen, die Gesellschaft, von einer Schuld befallen sein kann. Wäre es möglich, dass auch die Handlungsweise der Gesellschaft demselben oder einem ähnlichen Schuldbegriff unterliegen könnte.

Es ist vielleicht die Aufgabe des Einzelnen in englisch-amerikanischem Stile die Gesellschaft durch politische Handlung zu beeinflussen. Und es könnte sein, dass darin seine einzige Pflicht besteht, und dass er tatsächlich für seine Zusehörigkeit zur Gesellschaft nicht bestraft werden darf. Der ethische Wert seiner Mitwirkung (Kooperation) wäre aber dann ein ganz anderer als der der herkömmlichen, konventionellen Unterordnung. Es wäre der allgemein gesellschaftliche Wert des Überlebens, des Gedeihens in einer Gesellschaft. Aus dieser Hinsicht wäre die herbebrachte Moral zum grossen Teil aufgehoben.

Die Katastrophe kam uns am nächsten, als mein Vater, kurz nach dem 9. November 1938 im Konzentrationslager Buchenwald inhaftiert wurde. Nach etwa drei Wochen kehrte er abgemagert, mit kahl geschorenem Kopf, zu uns zurück. Sonst aber konnte ich keine Zeichen körperlicher Verletzung erkennen. Von dem was ihm dort geschehen ist hat er nie in meiner Gegenwart gesprochen. Meine Mutter, meine Schwester und ich sind jeglichem physischen Leid entsagen. Ich hebe diese Tatsachen hervor, weil ich keinen Anspruch darauf erheben darf mich und mein Leben als Opfer der nationalsozialistischen Verfolgungen auszugeben. Von der Bedeutung der brutalen Quälereien zu reden der so viele Menschen unterlagen darf ich mich nicht vermessen, denn ich habe sie nicht erlebt und vermag nichts als in Demut und Ehrfurcht von dem was ich nicht selbst erfahren habe zu schweigen. Im Vergleich zu dem Schicksal anderer ist das was mir und meiner Familie geschah eine Nichtigkeit. Vielleicht bietet diese Tatsache die Erklärung weshalb, in Anbetracht der Ermordeten, ich mich nie dem Gefühl der Mitschuldigkeit entwinden konnte.

Und doch wäre es unrichtig zu leugnen, dass wir unter der Verfolgung und Vertreibung zu leiden gehabt haben. Sobald wir in Amerika angekommen waren, besann für uns der Prozess uns von den Wunden, welche uns die Nazis zugefügt hatten zu erholen. Es ist sinnvoll den Verlauf dieser jahrelangen Genesung noch einmal zu überblicken, nicht um Bedauern zu heischen, sondern um dadurch die Frage von Verantwortung und Schuld vielleicht ein wenig zu erläutern.

Für verlässliche und angesehene Bürger wie wir es waren und sein wollten, ist der Abfall in die Klasse der geächteten ja an sich schon ein grosser Verlust. Neben der Befriedigung der einfachsten Bedürfnisse des Körpers ist die Wahrung des Selbstbewusstseins einer der grundlegendsten Voraussetzungen der menschlichen Existenz. In dem Moment wo ein Gegner den Wert eines Individuums in Frage stellt, wehrt es sich mit einer wechselbezüglichen Abschätzung des Widersachers. Man

kann das vielmals bei kleinen, harmlosen Streitigkeiten beobachten, wie sie in jeder gesellschaftlichen Gliederung sang und sänge sind. Ein Jeder der Gesner such seine Würde zu wahren indem er den anderen herabsetzt. Solches war denn auch der Ursprung des nationalsozialistischen Rassenwahns, den bedrückten Bürgern einen Grund zu stolzem Selbstbewusstsein zu verschaffen. So wird in jeder bedrängten Gesellschaft der Aussenstehende herabgesetzt, und dies tatsächlich im Masse der herrschenden Bedrängnis.

Dass eine derartige erwidernde Abschätzung der deutschen Gesellschaft von unserer Seite nicht zustatten kam, ist in der Tatsache begründet, dass meine Eltern sich den erniedrigten Stand welcher ihnen von seiten der Regierung angewiesen wurde, ablehnten. Die vielzweissigen Beziehungen welche mein Vater auf Grund seiner ärztlichen Tätigkeit zu vielerlei Menschen in den verschiedensten wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen unterhielt, schienen meiner Eltern Mutmassung zu bestätigen, dass das Naziresim letzten Endes doch nicht den Willen des deutschen Volkes durchsetzte, sondern dass die Mehrzahl des deutschen Volkes die Brutalitäten seiner Regierung missbilligte. Während die politischen Ereignisse sich zur unmittelbar bevorstehenden Katastrophe auftürmten, fanden meine Eltern überall Menschen welche als einzelne das Bedürfnis an den Tag legten, sich durch vorzügliche Nachsicht und Güte den Bedrängten gegenüber von dem Terror der Regierung zu unterscheiden.

Als Belese brauch ich nur an den Lehrer im Religionunterricht zu erinnern, welcher seine politische Zuverlässigkeit damit zu beweisen gedachte, dass er seine Zöglinge mittels eines Studiums von "Mein Kampf" in den neuen Glauben einweihete, aber auf die erschrockene Erkundigung von seiten meiner Mutter, seinen gewählten Text unumsänzlich gegen den Bericht des Lukasevangeliums vom Guten Samariter eintauschte. Ich gedanke des Polizisten welcher meinem Vater eine Vorladung wegen eines geringen Verstosses gegen irsendein Verkehrsgesetz aushändigte, und dann in Tränen ausbrach als er unserer Angst, dass er im Bedriffe sei den Vater in ein Ausrottungslager zu verschleppen, gewahr wurde. (I remember the police officer who served on my father a summons for a minor traffic violation, and who broke into tears when he realized we thought he was taking him away to an extermination camp.) Auch kann ich den Zollbeamten nicht vergessen, welcher vor dem Versiegeln verschiedener Gepäckstücke meines Vaters darauf bestand, dass eine grosse Mettwurst zwischen den Kleidungsstücken versteckt wurde, damit, wie er sagte, mein Vater im neuen Lande vorerst nicht hungern brauche. Wir konnten aber oder wollten es nicht erkennen, das diese uns zusewandten Ausdrücke von Menschlichkeit mit der aktiven oder passiven Unterstützung der Regierung nicht unvereinbar waren. Die Tatsache, wie ich sie jetzt zu erkennen meine, ist dass die grosse Mehrzahl der deutschen Bevölkerung die Naziregierung aus geistig-psychischer Stumpfheit befürwortete. Wo

sie dann im besonderen Falle einem Opfer der NS Verfolgung besetzten dem sie sich gleich fühlten gereuete sie die Brutalität des Staates, und sie suchten sich jedenfalls vorübergehend eben durch besondere Nachsicht oder Gefälligkeit von ihr zu unterscheiden.

Wir verliessen also Deutschland mit der Mutmassung dass wir dort viele, sehr viele gute Menschen zurückliessen, welche sich den Greuelthaten der Regierung widersetzt hätten, wenn es nur möglich gewesen wäre. Die unerwartete und bestürzende Erfahrung welche uns bevorstand, war dass wir hier im Lande der Rettung, im Lande der Freiheit, eine beträchtlicher Anzahl Menschen besetzten von denen wir meinten das Gegenteil annehmen zu müssen, nämlich, dass sie, wenn sich ihnen die Gelegenheit böte, uns nicht weniger mörderisch verfolgen würden als unsere deutschen Landsleute es getan hatten. Wir verstanden es nicht, dass die Menschen hier uns mit Verfolgung drohten, insofern wir ihnen fremd waren. Zum Teil sie besetzten sie uns als wären wir weisse Neger. Im Laufe der Jahre schwand dies Feindseligkeit. Die Bewohner des kleinen Dorfes in dem wir lebten, gewöhnten sich an meiner Eltern unauslöschbar fremde Aussprache, an ihre gerade aus dem Deutschen übersetzten Redewendungen, an die betonte Würdigung europäischer Sitten, und gerade die Eigenarten, welche einst Anstoss, Argern, und Verfolgung auslöset hätten, wurden nun zum Zierat eines verehrten Charisma.

Während des Krieges bezichtigte man uns grundlos der Spionage, weil man uns hatte eine Gebirgsbach fotografieren sehen, und hetzte dann die Staatspolizei zur Haussuchung bei uns auf, die jedoch nichts zu beschlagnahmen fand als ein kleines Fläschen Nitroglycerin Tabletten mit welchem mein Vater die Angina Pectoris behandelte. Ein Nachbar, der meinen Eltern ihr Haus beneidete, paradierte vor unseren Fenstern mit seiner Jagdgewehr, und verlautbarte sein Bedauern, dass man meinen Vater je aus dem Konzentrationslager entlassen habe. Auch muss ich an den halbstarcken Burschen denken, der sich damit einen Spass machte mich im Kindersoldatendienst mit der Drohung zu ängstigen, er würde meinen Vater eines Tages, wenn er ihn auf einsamem Pfade besetzte, erschiessen, denn so gehörte sichs Deutschen und Juden. Der das sagte wurde später zu einem der verlässlichsten Gehilfen der mir mit der Betreuung meiner Eltern, als sie hoch in die Jahre kamen, behilflich war.

Als ich Arzt geworden war, und mein praktisches Jahr in Philadelphia machte, hatte ich Gelegenheit zu beobachten, wie die weissen Ärzte prinzipiell, aus rassistischen Erwägungen, Negermädchen sterilisieren liessen. Ich besinne mich klar, dass ich damals entschied gegen diese Unmenschlichkeit keinen Einspruch zu erheben, weil ich sah, dass es nichts ändern würde, und weil ich auf Grund einer tiefen Melancholie aus meiner beruflichen Laufbahn auch ohne

humanitäre Übersriffe fast am entgleisen war. Trotzdem schämte ich mich damals, und schäme mich jedes mal wenn ich mein damaliges Schweigen erinnere, und bin doch überzeugt das Jenes Schweigen das einzig mögliche für mich war. Ich habe dann aber fünfzehn Jahre später versucht Jenes Schweigen abzubüssen, durch ein Gerichtsverfahren im Interesse der geschundenen Menschheit das ich zehn Jahre lang eisenhändig unterhielt. Doch davon mehr an einem anderen Ort.

Der Beschluss aber zu dem ich gekommen bin, und dem ich mich nicht entwinden kann, ist dass die Unterscheidung zwischen Gut und Böse sich nicht aufrecht erhalten lässt. Der Unterschied zwischen einem Offizier der Reichswehr welcher ein polnisches Dorf zerstört weil es Widerstandskämpfer versteckte, und dem Offizier der israelitischen Armee der die Häuser palestinensischer Bauern aus ähnlichen Gründen vernichtet?

Ein Sommernachtstraum

Eines morgens, es muss nur wenige Wochen vor der geplanten Reise gewesen sein, erwachte ich mit der Überzeugung, dass die bevorstehende Fahrt unumsäglich verlangte als Traum gedeutet zu werden, in der Erwartung, in der Ausführung und nicht zuletzt in der Erinnerung, ein ausführlicher dringender Traum. Nicht dass ich tatsächlich geträumt hätte, oder dass für mich irgendein Zweifel an der Aktualität unserer Pläne bestand. Zu viele Jahre waren vergangen, seitdem mich zum letzten mal ein Traum nach Deutschland versetzt hatte, dass ich mich hätte darauf besinnen können. Dennoch meinte ich dass das bevorstehende Erlebnis als Traum gedeutet werden müsse. Der Grund, dieser Überzeugung mag gewesen sein, dass ich mir dieser Rückkehr so viele Jahre erwartungsvoll entgegensehlickt hatte. Tatsächlich hatte ich in dem Jahrzehnt nach unserer Auswanderung an einem schwermütigen Heimweh gelitten. Ich besinne mich, und noch heute beschleicht mich die Wehmut, wenn ich daran denke, wie ich in jenen Jahren die Küstenlandschaft liebte, weil sie mich der verlorenen Heimat am nächsten brachte, und des öfteren am grossen Strande von Cape Cod den Blick über das offene Meer in Richtung Deutschland streifen liess, mit dem Gebet der Iphigenie auf den stummen Lippen,

"Und an dem Ufer steh ich lange Tage
Das Land der Griechen mit der Seele suchend,
Und sehen meine Seufzer bringst die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber."

Mein Heimweh schaffte sich durch die Aneignung der deutschen Sprache Linderung. Zwei Mal habe ich meine Muttersprache erlernen müssen. Als ich damals achtjährig das Fallreep der Hamburg hinabtrabte und zum ersten Mal den Fuss auf amerikanischen Boden setzte, verlor ich mich in einem

fremden Lande. Das Englisch befriff ich in wenigen Wochen, und eben so schnell entschlüßte mir die Sprache der Kindheit. Ein oder zwei Jahre nach unserer Ankunft hatte ich sie fast vergessen. Zu Hause, mit meinen Eltern, und mit meiner Schwester sprach ich zwar immer deutsch, aber der Wortschatz und die Ausdrucksformen blieben auf das Alltägliche beschränkt. Fast Jede geistige Anregung, Jede Fortbildung geschah, es versteht sich von selbst, in der englischen Sprache. Es war Mühe genug, das Ohr gegen Jedes Eindringen englischer Ausdrucksformen zu wappnen. An das Erweitern eisener deutscher Sprachfähigkeiten war nicht zu denken. Während ich um den Verlust der Muttersprache trauerte, blieb meine deutsche Herkunft, ins besondere, die Fähigkeit Deutsch zu sprechen, meinen amerikanischen Spielgefährten ein Mysterium, das beständig ihre Neugier reizte und das sie unablässig zu der Forderung ermunterte: "Say something in German."

Die deutsche Literatur war es die mich zurück zur deutschen Sprache führte, vorerst die Kirchenlieder von Paul Gerhardt, die ich inniglich liebte, dann die Liedertexte von Möller und Heine, wie sie Schubert vertont hat, die Schillerschen Balladen und sein Wilhelm Tell, auch einise kleine Rilkesedichte, die ich schon als Kind auswendig konnte. Vor allem aber war es die Lutherbibel selbst, aus der die Sprache einst hervorspross war, die Weihnachts und die Passionsgeschichte, von der ich über die Alltagsphrasen hinaus die deutsche Sprache zum zweiten Male erlernte.

Meinen Eltern habe ich es zu verdanken, dass ich, als ich kurz nach meinem 16. Geburtstag die Universität bezog, zu meinem Erstaunen und grossen Glück entdeckte, dass die Sprache, und ins besondere die Literatur die dort im German Department gelesen und besprochen wurde, schon so bereit und fertig und lebendig in mir wirkte, dass ich sie mühelos verstehen und erklären konnte. Mit dieser Entdeckung wurde mein Studium zur Feier des deutschen Schrift und Gedankensuts. Hernach besann ich dann viel deutsch zu lesen. Bei jeder Bedrängnis flüchete ich mich in die Muttersprache. In den schwersten Wochen meines praktischen Jahres in Philadelphia lass ich in den Schriften Edmund Husserls. Als ich selbst bereit war, theoretische Erwägungen systematisch zu verfassen, es muss in meinem siebenundzwanzigsten Lebensjahr gewesen sein, da ergab es sich von selbst, dass sich die reifen reichen Gedanken sich mir in deutscher Sprache darboten. Ich musste sie auf Englisch ausführen, weil meine sprachlichen Fähigkeiten damals nicht ausreichten sie deutsch auszuarbeiten. Im Laufe der Jahre habe ich genögend hinzulernt, dass mir heutzutage das Deutsch schreiben leichter fällt, obsleich ich nach wie vor mich fast ausschliesslich auf Englisch unterhalte. Wohl ist es die Inwendigkeit meiner Vorstellung und meines Erlebens in Bezug auf Deutschland, welche den Vergleich mit dem Traum mir damals nahesteht hat. So ist es wahr, die Vorbereitung war wie ein Traum, die

Ausführung nicht weniger, und was wäre wahrhaftiger von der Erinnerung hervorzuhoben als ihre Traumhaftigkeit.

Die Frage nach dem Unterschied zwischen der Täuschung des Traums und der Wirklichkeit des Wachens ist sicherlich so alt wie das menschliche Denken überhaupt. Woher entnehme ich die Sicherheit, dass das was ich jetzt, in diesem Ausenblick, empfinde, nicht Traum sein sollte, und dass die Welt die sich mir des nachts im Traum vorstellt, nicht am Ende doch die Wirklichkeit sein sollte? Man hat versucht dies Rätsel zu lösen, indem man zwischen der Unbeständigkeit und Zerissenheit des Träumens einerseits, und andererseits der Bestimmtheit und Beweisbarkeit des wachenden Bewusstseins zu unterscheiden versuchte. Und doch ist gerade diese Unterscheidung beunruhigend, denn die Wirklichkeit in der wir zu leben meinen, bedenken wir sie unbefangen, ist sie nicht letzten Endes ungläublich? Sie ist die Wirklichkeit der Massenmorde, der Konzentrationslager, und neuerdings des trunkenen Weltoberungswahns der atomaren Krieser, die Wirklichkeit der selbstsicheren Vorbereitungen der Menschheit, sich zu zerstören. Wer wagt den Beweis dass dergleichen Wahn die Wirklichkeit sei? Andererseits aber sind viele der Erlebnisse, die wir als Träume geringschätzen, so lebhaft, so überzeugend, und so schön, so leuchtend von Klarheit, so glänzend mit Vernunft, so reich an Liebe, so prägend an Überzeugungskraft, so dass es ungläublich ist, dass sie nicht wirklich sein, wirklicher jedenfalls denn das was sich als wirklich aussieht, was in seiner Furchtbarkeit unsere Vorstellungskraft lähmt. Nicht selten scheint es unerträglich in der sogenannten wirklichen Welt zu leben. Wir sehnen uns nach einer Heimat wo Menschen in Harmonie mit der Natur und mit einander sind, wo die grünen Wipfel der Wälder in einander rauschen, und dunkle Tannen sich schlicht und stolz zum Himmel heben, wo Häuser sich einfach und sauber in schmucke Dörfer gliedern, wo Freunde redlich und treu einander helfen. Aber eine solche Heimat gibt es nicht.

Den Traum bezeichnet das Bewusstsein einer weittragenden Bedeutung die ihm anhaftet. Er fesselt den Träumenden an ein einzelnes Erlebnis, bindet ihn an einen einzelnen Eindruck. Er lähmt das Gemüt und verschliesst es gegen andere Bilder und Gedanken. Der Wachende hingegen ist verschiedenen Gefühlen und Empfindungen offen. Im Gegensatz zum Träumenden vermag er sich an Versankenes zu erinnern, oder Kommendes zu erwarten. Er kann sich ablenken oder ablenken lassen, um nach beliebiger Frist zu dem beforderten Thema zurückkehren. Nicht so der Träumende. Der ist von seinen Vorstellungen gefesselt, ist ihr Gefangener, und kann sich von ihnen nur durch eine radikale Gemütsverwandlung, durch das Erwachen befreien.

Das Leben ist der Auszug von Hause, und die Rückkehr nach Hause ist sein Abschluss, ist ein Sterben, ein Ende. Solange der Lebensstreit währt, bleibt man fort. Zurück

kehrt man als Sieser über das Leben oder als vom Leben Resiestet. So oder anders bedeutet die Rückkehr das Ende des Kampfes, und das Nachhausekommen hat seine Ähnlichkeit mit dem Tode. Die Rückkehr ist die Zurücknahme des Erlebten. Was Wunder, dass mir die bevorstehende Reise nach Deutschland zuweilen schwer wird.

Wie könnte ich umhin zu bedauern was, und wie wenig aus mir geworden ist? Nicht zu bedauern, hiesse mit sich und seinem Leben, und mit dem was man erreicht hat zufrieden zu sein. Ein solches Zufriedensein wäre unbehaglicher noch und beschämender als die Unzufriedenheit selbst. Der Sinn oder der Inhalt des Lebens, wenn es erlaubt ist von einem solchen zu reden, die bewusste Richtung des Lebens, zielt auf die Leistung. Man will etwas gewinnen, etwas erreichen, etwas werden, etwas aus sich machen, etwas entdecken oder erobern. Keines der verschiedenen Ziele die ich mir setzte habe ich erreicht.

Ich darf die Unzufriedenheit mit dem was ich erreicht habe, was ich aus mir gemacht habe oder was aus mir geworden ist nicht leugnen. Sese ich, was aus mir geworden ist, so scheine ich die Verantwortung für das Unerreichte abzulehnen, sese ich was ich aus mir gemacht habe, so scheine ich mit dem Zufall des Gewordenen zu protzen. Bestehen bleibt aber die Unzufriedenheit, ob sie nun als Klase sese das Geschick oder sese sich selbst ausgewertet wird. Es ist diese meine Unsenössamkeit, die, seit ich ihrer gewahr wurde, mir den Rückweg nach Deutschland so viele Jahre lang versperrte. Die Reise in die einstige Heimat droht das Geschehene rücksänsis zu machen, und das Erreichte mir wegzunehmen. Die Rückkehr bedeutet einen Vorwurf, einen Vorwurf wesen des Getanen und Unsetanen, einen Vorwurf sese die Existenz an sich.

Zur Stelle seiner Jugend zurückzukehren, heisst sich mit Vorstellungen einzulassen von dem was hätte sein können, im Guten wie im Schlechten. Es heisst das Geleistete und Geschehene zu Gunsten des Möglichen abzuschätzen, wo doch einzis und allein das Aktuelle eine Berechtigung auf Würde und Anerkennung hat. Und sollte man nicht, statt das Alte zu verehren, die geringe Kraft, die beschränkten Mittel, über die man verfügt, dazu benutzen Besseres, Neueres, Originaleres zu entwerfen und aufzubauen, als das Alte es war?

Die deutsche Regierung, die öffentliche Presse, die Zeitschriften, sie alle haben das Versensene abgeschworen, haben es als minderwertis, schlecht, verbrecherisch sebrandmarkt, und wollen es nun vergessen, wollen es in seiner Entsetzlichkeit nicht mehr wahr haben. Aber diese Abwendung, diese öffentliche Bekehrung zum humanistisch Menschlichen hat dennoch etwas Fragwürdises und Beklemmendes. Weiss doch ein Jeder Mensch aus eisenster Erfahrung wie wenig er vermag sein Wesen zu ändern, und wie undurchdrinslich allen Vorsätzen seine Eindrücke sind, wie seine Erlebnisweise von Tag zu Tag

und von Jahr zu Jahr alle Wandlungsentschlüsse überdauert, wie wenig äusserliche Erwägungen das Dasein des Einzelnen verwandeln oder zu beeinflussen können. So hat man Grund genug zu der Ahnung, dass im heutigen Deutschland, je mehr das Versankene verschwiegen wird, die Gesinnung der Menschen beim Alten geblieben ist, dass das was sich wandelte nur eine Fassade war, nur ein Ausserliches, und dies ist denn auch im grossen und ganzen der Fall. Denn die Wahrheit, die furchtbare Wahrheit ist es, dass was damals geschah nicht unmenschlich, sondern dass es im höchsten Grade menschlich war, und ist. Nur diese Einsicht bewahrte uns davor es zu wiederholen. Und wenn der Terror des Einstigen dazu gereicht das Gesenwärtige mit dem Glanz des Entsetzens zu bestrahlen, so möchte doch auch die Milde des Jetztigen Lebens dazu wirken dem Entsetzlichen der Versanktheit einen anderen Ausdruck zu geben.

Unter Emigranten, unter Flüchtlingen vom NS Terror wird oft erwogen, mit welcherlei Geföhlen man in die Heimat aus der man vertrieben war, zurückkehren würde. Die Frage, ob man denn bei so widrigen Menschen einkehren wollte, und warum eine Besuchsreise in ein Land dessen Bevölkerung ihn noch bis vor Kurzem ermordet hätte? Und wenn man es dennoch tut, was beweist das? Insensitivität vielleicht oder Empfindungslosigkeit. Vielleicht aber auch die Einsicht dass die Gefahr die uns einst bedrohte im Grunde eine universelle Gefahr ist, der wir nur durch Zufall oder Gnade entkommen sind, und der wir auch zukünftig nur durch Zufall oder Gnade entkommen werden. Dann bedeutete die Fahrt zurück keineswegs eine Geringschätzung des Geschehenen sondern dessen Würdigung. Wie immer furchtbar und tötlich das Geschehene auch gewesen sein mag, soll es doch anerkannt werden, für das was es war und ist, das Leben. Wo wir uns aber in einer Lage befinden dergleichen nicht befürchten zu müssen, so sollten wir unser Glück dem Zufall, nicht aber einem gründigen Anderssein der Menschen anrechnen. So ist die Rückfahrt denn zuletzt ein Merkmal der Einsicht in die Grausamkeit und Zufälligkeit des Lebens und des Glückes. Das andere, die Vorstellung von einer Welt in welcher der Mensch geborsam wäre, ist ja im Grunde doch nur ein Märchen womit Kinder sich trösten.

Gestern fiel es mir auf, ich weiss nicht mehr was ich las, wie bilderarm, farblos, und eintönig meine Sprache, das Denken immer in sich gekehrt, den Blüten blind und taub dem Vogelsesens, begrifflich abstraktes, selbstquälerisches Denken. Draussen vor dem Fenster, auf dem Ahornzweig, den der Wind vorletzte Nacht, wie eine Zacke einer morschen Krone zum Boden schleuderte, sitzt ein blutroter Cardinal und blickt spöttisch zu mir herüber, weil ich mir nicht getraue die bunte Mannigfaltigkeit der Welt in Worten wiederzugeben.

Es ist ein Irrtum der Wissenschaftlichkeit, des Realismus, zu meinen alles könnte, müsste sich im Spiesel der Sprache so wie es wirklich ist oder war wiedersehen.

Erschöpfend zu sein beansprucht der fachmännische Ausdruck. Aber erschöpfend ist nichts; erschöpft sind nur wir. Wir verkennen die wunderbare Fähigkeit der Phantasie aus einem Wort sich eine Welt zu bauen, aus einem Wort einen Baum aufsteigen zu lassen, aus einem Satz eine Landschaft, und aus einem Kapitel ein Weltall. Sich diese Fähigkeit anzueignen, sie zu benutzen, sie auszubeuten, darin liegt die Klugheit des Dichters.

Im Traum heut morgen, im Halbschlaf, oder war es schon wachend, meinte ich unwiderlesbar zu erkennen wie diese Deutschlandreise nur als Traum verstanden und beschrieben werden kann. Alles Gedachte, Bewusste, Ausseklöselte weist darauf hin, wie unsinnig, absurd, am einen, und lächerlich am anderen Ende des seistisen Spektrums es ist. Das, was erlebt wurde, was erlebt werden könnte, wird von trockener Überlegung und Beschreibung getötet, wie das Lebendige mit Formalin zum Zwecke des biologischen Studiums, der logischen Zergliederung.

Ich las gestern in der deutschen Zeitung, der Zeit, dass man Jemanden bestrafte, weil er das Hakenkreuz an eine Häuserwand geschmiert hatte. Das Hakenkreuz ist jetzt verboten. Dass man das Hakenkreuz verbieten kann, und dass man meint es verbieten zu müssen, besagt viel über das heutige Deutschland, und bestätigt, was wir schon lange ahnen, wie dünn die Firnis der Zivilisation dort. Die Bundesrepublik ist ein Modell der Menschlichkeit, des zivilisierten Staates, sein. Wie im Museum wird einem Verboten das Kunstwerk zu berühren, nicht weil, wie vorsehen wird, es so kostbar ist, sondern weil, wie jeder weiss, so zerbrechlich.

Nicht dass die Lase der Menschlichkeit irgendwo anders wäre. Überall ist Humanität heikel und oberflächlich. Wenn man genau hinsieht, besteht sie überhaupt nur in der Phantasie und im Selbsttäuschungswahn der Menschen. Sie ist nur ein Vorwand mit dem jeder Einzelne seine persönliche Sicherheit, sein Wohlsein und das Wohlsein seinesgleichen, seiner Freunde und Familie und Anhänger, und jener Menschen die er zu sich gehörend zählt entschuldig sicherstellen will. Er will es auf die Kosten anderer. So kommt es, dass das Wohl des einen die Zerstörung und Ausrottung des anderen bedeutet. Von antiker Sklaverei weiss ich nicht viel, ausser dass sie bestand, und dass auch die Macht der griechischen Staaten, um von Rom ganz zu schweigen, auf Brutalität und Unterdrückung gebaut war, vom Blut der Eroberten genährt und von ihrem Schweisse getränkt. Ein jüngerer Beispiel dafür ist Amerika, mit seiner Ausrottung der Indianer, und mit der Versklavung der Afrikaner. Sobald sich eine politische Macht in Amerika gebildet hatte, da traten die Neuankömmlinge nicht mehr als Eroberer auf, sondern als Eroberte, die in Fabriken und Sweatshops geschunden worden, bis ihre eiserne Macht sich sammelte und sie sich der Ausbeutung widersetzen konnten. Und dann taten sie sich mit ihren Ausbeutern zusammen, und

machten Krieg um sich schwächere Länder zu unterwerfen.

Nie hat das Freiheitsdogma der Amerikaner den Indianern oder den Negern oder den Armen gesollt. Dass sich so viele Menschen so lange so frei gefühlt haben, beruht auf dem riesigen Ausmass des Landes, das stets die Gelesenheit bot, wem es hier zu eng oder zu dumpf war, ins nächste County, in den nächsten Staat, oder bis vor kurzem, in die noch unorganisierten Gebiete jenseits der Staatsgrenzen, zu wandern. Die amerikanische Freiheit war, und ist bis heute noch, die Freiheit fortzuwandern und sich an einem freundlicheren Ort ein Leben neu zu gestalten.

Was nun die Pressefreiheit, die Freiheit der Sprache anlanst, so beruht diese natürlich zuerst auf einer Versetzung der Aufklärungsideale des unsefesselten Denkens. Aber die praktische Verwirklichung dieses Ideals hat zum grossen Teil andere Gründe. Zum ersten, dass in einer Gesellschaft die der Tat huldigt und nicht dem Gedanken, das geschriebene oder gesprochene Wort weit geringere Bedeutung hat als in dem von Schulen und Universitäten belehrten Europa. Das rapide Wachstum des Landes liess eine gesellschaftliche Konsolidierung nicht zu. Es gab von Jeher Propheten der verschiedensten Meinungen, deren jeder von seinen Anhängern geistigen Gehorsam erwartete. Dem Einzelstehenden aber wurde dadurch die Wahl gegeben, welchem der vertretenen Doktrinen er sich anschliessen wollte, oder vielleicht gar keiner, und dadurch blieb ihm als einzelner die Freiheit sich auszudrücken so wie er wollte, vom Gesetze Jedenfalls uneingeschränkt. Damit ist aber noch gar nichts über den Druck gesagt, der innerhalb der Kirchen und Gewerkschaften und Berufe, von der öffentlichen und privaten Beamtenwelt ganz zu schweigen, auf den Einzelnen ausübt, sich der bestehenden Ordnung nicht nur äusserlich sondern auch innerlich zu fügen. Ich sehe diesen Gewissenszwang, welcher dem Menschen auferlegt wird, in Europa wie in Amerika, weder als Zufall noch als Willkür, sondern als unvermeidliche Konsequenz des menschlichen Zusammenlebens und Zusammenarbeitens, ein Zwang der die intellektuelle Differenzierung des Menschen immer nur bis zu einem beschränkten Grad erlaubt, und ihn dann in die Einförmigkeit der Gruppe zwingt, wenn auch der Grad und die Art der Beschränkung des auferlegten Zwanges verschieden sind.

Als Vorbereitung für die Deutschlandreise, habe ich noch einmal Heines "Deutschland ein Wintermärchen" gelesen. Es hat mich, seit dem ich es vor etwa 38 Jahren entdeckte, bei jedem Wiederlesen stark beeindruckt, und hat mein Verhältnis zu Deutschland, von all den literarischen Werken, die sich dazu boten, am Getreuesten gespiegelt. Es ist ja kein langes Gedicht. In einer Stunde etwa, kann man es von Anfang zu Ende lesen. Es scheint mir ironisch dass Heine, der sich so über den deutschen Idealismus mokierte, selbst so davon getränkt war, dass er sich ihm nicht entwinden konnte. Eine

traumartige Vorstellung von einem idealen Vaterland begleitete ihn durch die langen Jahre seines französischen Exils. In diesem Gedicht hat sie ihre aussergewöhnlichste Darstellung.

Im Vorwort, welches ich mich nicht erinnere jemals vorher gelesen zu haben, vielleicht weil es damals keinen Eindruck auf mich machte, wehrt sich Heine gegen die Anklage der vaterlandfeindlichen Gesinnung, dass er mit den Franzosen liebäugle, denen er sogar den deutschen Rhein abtreten wolle. Er bemerkt, dass die Elsass-Lothringer für Frankreich stimmen und fest an Frankreich hängen, wegen der Rechte, welche ihnen die französische Verfassung gewährt, wegen der Gleichheit, und wegen der freien Institutionen, die sie durch Frankreich geniessen. Die Elsässer und Lothringer, sagt Heine, würden sich wieder an Deutschland anschliessen, wenn Deutschen das vollenden würden, was die Franzosen besonnen haben, "wenn wir diese überflüssigen in der Tat, wie wir es schon getan in Gedanken, wenn wir den Gott der auf Erden im Menschen wohnt, aus seiner Erniedrigung retten, wenn wir die Erlöser Gottes werden, wenn wir das arme glückentorbte Volk und den verhöhlten Genius und die geschändete Schönheit wieder in ihre Würde einsetzen. Ja nicht bloss Elsass und Lothringen, sondern ganz Frankreich wird uns all dann zufallen, ganz Europa, die ganze Welt, die ganze Welt wird deutsch werden. Von dieser Sendung und Universalherrschaft Deutschlands träume ich oft, wenn ich unter Eichen wandle. Das ist mein Patriotismus." so Heinrich Heine.

Es ist zuviel in den letzten fünfzig Jahren geschehen, dass man solche Gesinnung ausheissen könnte, obgleich die idealistische Phantasterei auf der er beruht. Heine's deutschen Nationalismus zum denkbar ungefährlichsten stemmelt. Ich will mich aber auch nicht als Weltbürger ausgeben, es gibt ja noch keinen Weltstaat, dem man die Treue schwören könnte. Ich glaube es ist wünschenswert sich in so wichtigen Sachen nicht in Phantasieen, in Träumen von Unmöglichkeiten zu versteinern. Die Antwort, tief in der Geistesgeschichte verwurzelt, ist, dass der Mensch weder Landesbürger noch Weltbürger ist. Im tiefsten und ältlichsten Sinne ist er auf Erden heimatlos. Nur in der Perspektive der Heimatlosigkeit ist das wahre Menschsein möglich, denn nur dem heimatlosen Menschen sind alle Menschen dieser Welt Brüder und Schwestern.

So will ich denn die von Heine gezeigte Vaterlandsliebe noch einen Schritt weiter führen, mit der Erklärung, dass ich mich als Deutscher fühle, insofern und nur insofern als es kein Deutschland gibt, sondern nur zwei sich misstrauisch gegenüberstehende Kolonien der grossen Weltmächte, deren Bürger, ob wir es uns nun einestehen oder nicht, die Schachfiguren der Hegemonialmächte geworden sind, und die sich ihre Existenz, ihre Einheit, nur dadurch versichern können, dass sie es aufhören an dem Begriff der Nationalität nachzuhängen,

und dass sie den Sinn ihrer geistigen Existenz nicht darin erkennen, einen Staat oder ein Volk zu bilden, sondern ganz Mensch und Menschlich zu sein, in jenem humanen Sinn in dem wir heutzutage aus der Sicht von zweitausend Jahren die Griechen als menschlich, human erkennen. Für die Person bedeutet dies, dass sie nirgendwo fremd ist, aber auch nirgendwo zu Hause, und dass sie die Einrichtungen und Zustände der Macht von aussen nur, wie Zuschauender betrachten kann. Durch dieses Entsetzen aber der Geborsenheit, der Sicherheit, der Macht und des Besitzes, erreicht der Einzelne nun jenen Standpunkt wo er über die Zwietracht und den Hass der Parteien erhaben ist. Von dieser Warte aus allein wäre es möglich die drohende Weltzerstörung zu verhüten. Und dieses, die Weltzerstörung zu verhüten ist die grosse moralisch-politische Aufgabe unserer Zeit, wie es in Heines Zeit gewesen sein mag, die Dienstbarkeit aus der Welt zu schaffen, und den Menschen Freude und Wohlsein zu bescheren.

Ich stelle diese Erwägungen an, nicht weil ich etwas von Staatskunst zu verstehen beanspruche, sondern weil mich die idealistische Aufforderung Heines im Vorwort zu seinem Wintermärchen dazu reizte. Wenn wie Heine behauptete, die ganze Welt deutsch werden würde, weil Deutschland sie zur Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit führte, so würde jener Geist die Welt beherrschen, und es wäre widersinnig, ihn nun noch mit dem Namen einer Nationalität zu kennzeichnen, durch welchen der Zwist zwischen den Völkern, besonders die furchtbare Konfrontation zwischen den USA und der UdSSR geschlichtet werden möchte.

Was nun aber die Völker zur Brüderlichkeit und Gleichheit und Freiheit geführt hat, insofern dies tatsächlich geschehen ist, war nicht die Selbstübertreibung eines nationalen Geistes, sondern, wenn man genau hinblickt, die Mechanisierung und hernach die immer enger technische Verwicklung des Arbeitslebens. Es scheint mir, dass es mit der Schlichtung der grossen Weltkonflikte, in sofern diese geschehen kann oder geschehen wird, ähnlich steht. Man wird auch dies nicht durch Rhetorik und Philosophie, auch nicht durch Vaterlandsliebe erlangen. Wenn es zustande kommt, so geschieht es als Folge ebenderselben technischen Entwicklung welche den Weltvernichtungskrieg überhaupt erst ermöglicht hat. Und es ist ganz sicherlich in keiner Hinsicht ein Ausdruck deutschen Wesens sondern der reinste Zufall, dass die Grenze der sich feindlich gesenüberstehenden Grossmächte auch Deutschland teilt, so dass die Heilung der Trennung der zwei deutschen Länder nur durch die gegenseitige Annäherung der Grossmächte zu stande kommen kann, dass aber paradoxerweise, das Bedürfnis einer solchen Annäherung, der Wunsch die Trennung irgendetwie aufzuheben, eine Anregung zur Einleitung der Abrüstung und zu einem eventuellen Friedensschluss werden könnte.

Am 31. Mai 1984

Heute wollen wir nach Deutschland fliegen. Es ist morgens, 20 Minuten nach 7. Soeben habe ich Klemens zu seinem Krankenhaus gebracht. Er hat dort heute noch verschiedene Pflichten. Der Voratz ist, dass wir uns um fünf am Flughafen treffen. Unser Flug ist um 6 Uhr 20 abends angesetzt.

Es regnet. Im Norden und Westen New Enslands waren schon gestern und vorgestern Überschwemmungen und "Mudslides" berichtet. Gestern nacht hat es auch hier anfangen zu regnen. Um drei viertel sieben war Storrow Drive schon zum Teil überschwemmt, und mit sehr langsam fahrenden Autos gestaut. Jetzt bin ich auf dem Wege zurück und diktiere während des Fahrens. Gestern abend habe ich noch auf dem Computer ein paar Rechnungen geschrieben, eine Rechnung auch für Inge Spartichino, die tatsächlich schon im September hätte gefertigt werden sollen, und eine Rechnung für einen anderen Patienten. Margaret hat gewackelt. Dann um zehn Uhr brachten Klemens und ich die Koffer zum Flughafen. Heute morgen und früh nachmittags habe ich noch ein paar Patienten.

Mehrere mal am Tage, werde ich plötzlich besonnen und traurig. Manchmal tief traurig, bis zur Verzweiflung. Dann scheint es mir, dass ich unter allen Umständen hier bleiben muss, oder jedenfalls die Reise nicht unternehmen, den Flug stornieren, wie es auf den Fluskarten heisst. Aber ich weiss ja zugleich, wenn ich das täte, dass ich ein paar Minuten oder nicht länger als ein paar Stunden hinterher, eben so unzufrieden und verstört über unser Hierbleiben wäre. Wenn ein Fehler gemacht worden ist, so ist es also nicht, dass ich mich entschieden haben zu fahren, sondern dass ich mich überhaupt in die Freiheit einer Entscheidung begeben habe, dass ich also eine Situation heraufbeschwoeren habe, wo ich entscheiden musste und doch nicht entscheiden konnte. Die Freiheit ist manchmal sehr schwer. Die einzelne Möglichkeit der Unruhe, die die Freiheit bringt, zu entgehen, wäre ein bewusstes Sich-lähm-legen, ein seelisches Schlafen, und ich brauche nicht zu erwähnen, wie nahe das dem Totsein kommt. Nur wenn ich diese bevorstehende Reise als Anzeichen des Lebendisseins, Lebenslust ist wohl ein zu starker Ausdruck, bezeichne, so kann ich damit rechtfertigen was wir vorhaben, und was ich tun werde.

Von jeder anderen Perspektive ist diese Fahrt ein Widerspruch, eine Unterbrechung, ein Abbruch unseres gewohnten Lebens, und vielleicht weil die Gewöhnung stark ist, sollte die Unterbrechung entsprechend mehr wünschenswert und notwendiger sein. Man unterbricht die Gefühle, das Denken, das tägliche Leben, das von äusseren Umständen gestaltet und tyrannisiert wird. In diesem Sinne soll die Reise Befreiung werden. Indem das Fremde und Ungewohnte Gelesenheit hat einzuwirken, gerade in sofern es ihn zerstreut oder ablenkt, wenn immer neue Gefühle, Bilder, Eindrücke die Gedanken und die Stimmung von Stunde zu Stunde verwandeln, bekommt man

Einsicht in bisher unbekannte Winkel der eigenen Persönlichkeit. Zwar wird man nicht ein neuer Mensch, aber so manches was in einem verborgen lag, hat Gelesenheit ans Licht zu kommen. Es ergibt sich eine Enthüllung des Ichs welche durch keine anderen Massnahmen bewirkt werden kann.

Objektive Einwände gegen unsere Reise habe ich keine. Heute morgen als ich ihn zum Krankenhaus fuhr gestand Kle-mens, und ich diktiere dies auf der Porch indem ich zwischen Klavier und Computer auf und ab sehe, dass er vor der Fahrt etwas Angst hätte, dass sie ihm ein wenig unheimlich erscheine. Das Wortspiel fiel ihm sofort auf.

Was mich anlangt, so haben meine Angstzustände kaum noch äusserliche Befestigungspunkte. Nur die Furcht vor russischer Gefangenschaft beunruhigt mich noch. Vor dem plötzlichen Tod durch einen Atombombenaustausch oder durch den Absturz des Flugzeuges fürchte ich mich nicht mehr. Und vor der Gefangenschaft wohl auch nur insofern als ich sie bereuen würde, als ein Ergebnis, eines Irrtums im Glücksspiel des Lebens, mir vorwerfen müsste. Aber dann wiederum, wenn ich an Aktien verliere zum Beispiel, mache ich mir ja auch keine Vorwürfe, und wenn wir nach Hause kämen und fänden eines oder beide unserer Häuser beraubt oder verbrannt, wäre ich traurig, aber ich glaube nicht dass ich mir den Verlust durch Vorwürfe noch erschweren würde.

Über die Bedenken die ich jetzt noch habe, muss ich folgendes feststellen. Erstens was körperliche Gefahr anlangt, wenn man die Geschichte der letzten dreissig Jahre nun noch drei Wochen in die Zukunft verlängert, so scheint mir, dass das Reisen in Deutschland heutzutage kaum gefährlicher sein sollte als das Fahren auf Strassen hier im Lande. Der Flussverkehr, denke ich, ist sicher dort wie hier, und ungefährlicher auf jeden Fall als wenn wir hier, wie wir es manchmal tun, viele Stunden des Abends oder die Nacht hindurch überland fahren. Wobei uns bis jetzt noch kein schwerer Unfall getroffen hat, aber statistischer Wahrscheinlichkeit nach, doch eher befallen könnte, als bei semässisternen Fahren auf dieser geplanten Reise.

Was nun meine eigene psychische Beständigkeit anlangt, so denke ich dass dessen Tiefpunkt stets bevor unseren Reisen liegt, eine Reaktion auf das Verantwortungsgefühl für die so schwer zu treffende Entscheidung. Sobald aber der Entschluss unwiderruflich ist, sobald die Tat ihren Lauf besinnt, und somit der Zeitpunkt des Entscheidens hinter mir liegt, und ich der Aufgabe des Entscheidens entoben bin, dann empfinde ich Genugtuung wenn nicht sogar Freude an der Gelesenheit dies zu bestehen, dies zu erreichen, dies zu bewältigen, ein Unternehmen dann, eine Aufgabe wie jede andere die ich zu bewältigen suche, die ich erfüllen kann.

Diese meine Unschlüssigkeit wegen des Reisens, das

Widerstreben meine gegenwärtige Tätigkeit, meine tägliche
Lebensart auch nur auf ein paar Wochen, es sind ja letzten
Endes nur 18 Tage die wir fort sein werden, zu unterbrechen,
es scheint mir ein Ausdruck meiner Unsicherheit zu sein, über
wer ich bin und was ich will und was ich soll.
Identitätskrise ist ein zu starkes Wort, deutet jedoch darauf
hin weswegen mir zeitweilig unwohl ist. Denn die vielen
Überlesungen die ich in den letzten Wochen und Monaten
angestellt habe, wie ich die mir noch bleibenden Jahre meines
Lebens verbringen soll, ob als Chirurg, das keineswegs, ob
als ansehender Physiker, angesichts meiner mangelnden
Kenntnisse und Fähigkeiten, eine Phantasie, als Entrepreneur,
Vertreiber von selbst-geschriebenen Computerprogrammen, oder
gar als Versicherungsgründer, mit dem dünnkelhaft und
wahnwitzigen Versuch aus der Haftpflichtsmisere der Ärzte
einen Gewinn zu schlagen, oder mit dem Verfassen philoso-
phischer Aufsätze nach deutscher Art, die keiner würde lesen
wollen, geschweige denn, dass sie jemand drucken wollte, und
die deshalb nur zu all meinen anderen ungedruckten Manuskrip-
ten beigelegt würde würden, oder ob ich es noch einmal ver-
suchen sollte, einen Roman zu schreiben, in englischer oder
deutscher Sprache, oder dass die Manuskripte die über meinen
Prozess vorliesen doch noch zu veröffentlichen, oder ob ich
mich nur ans Cembalo setzen sollte und meine erbärmlichen
Versuche Musik zu machen aufs neue anstrengen soll, oder ob
ich dies Haus reparieren und aufsetzen soll, und mir dann
vielleicht anderen Grundbesitz erwerben sollte, irgendwo auf
dem Lande, und dort ein Haus neu bauen oder renovieren. Die
Liste dieser vermeinten Möglichkeiten, lang und lächerlich,
deutet sie nicht vielleicht schon darauf hin, dass ich nichts
von diesen Projekten erfüllen werde, dass ich gar nichts
kann?

Sicher bin ich auf jeden Fall nur dessen was ich setzen
habe, und das ist sehr wenig, einen Prozess in den ich mich
Jahre lang verkrampft habe, und den ich dann verloren habe,
und von dem ich mich glücklich schätzen kann, dass er nicht
meine Existenz ruiniert hat; eine Praxis, wenn ich sie
richtig beurteilen kann, schlechter set, als die sechzig
Prozent meiner Kollegen. Ein paar linkische Computerpro-
gramme, die nur funktionieren weil ich ausreichend Geld habe
mir Maschinen zu kaufen, die gross sensus sind, die
Unzulänglichkeiten meines Programmierens auszusleichen. Ein
Haufen unveröffentlichter Manuskripte, zu deren Korrektur ich
keine Zeit finde, die sechzehn kleinen Aufsätze des Glaucoma
Letter, das einzige, was ich veröffentlicht habe, das ich in
alle Welt sende, die eigentlich gar nichts davon wissen will.
Die Reise ist also zugleich ein Flucht von mir selbst und
eine Flucht zu mir selbst. Das Reisen von Hause fort, ist
immer ein Reisen zurück. Wo gehen wir den hin, immer nach
Hause. Und es ist der Widerspruch, dass man um nach Hause zu
fahren von Hause fort muss, der so unheimlich ist.

In Fried und Freu ich fahr dahin, in Gottes Willen,

Getrost ist mir mein Herz und Sinn,
Sanft und Stille,
Wie Gott mir verheissen hat,
Der Tod ist mein Schlaf worden.

Es ist zwei Uhr nachmittags am 31. Mai. In vier Stunden und zwanzig Minuten sollen wir fliesen, und in einer Stunde also wird es Zeit sein das Haus zu verlassen, um erst mit dem Autobus, dann mit drei anschliessenden U-Bahnlinien und zuletzt noch einmal mit dem Autobus zum Flughafen zu fahren.

Inzwischen bin ich hier allein zu Hause, räume auf, verbinde, um etwaige Einbrecher zu täuschen, Lampen und Radios mit automatischen Weckuhren, stelle die Entfeuchtungsapparate ein, schliesse die Fenster, und räume dieses und jenes, so wie es die Zeit mir erlaubt. Ich suche zwei Bücher aus, die Philosophischen Brocken und der Begriff Angst, und verpacke sie. Ich würde noch gern etwas lesen, aber jedes Buch das ich jetzt anfasse, würde ich, wie bei jeder Abreise, mitnehmen wollen. Auch will ich den Rucksack nicht öffnen, damit ich nicht doch noch versehentlich irgendwo etwas liessen lasse. Hier ist also nichts mehr für mich zu tun. Ich sehe auf und ab, überprüfe das schon mehrere mal überprüfte, und warte auf die Abfahrtszeit. Margaret werde ich in der Praxis treffen. Sie meinte dort noch viel zu tun zu haben. Es regnet stark. Im Radio wird von mehr und mehr Überschwemmungen berichtet. Auch hier stürzt das Wasser wie aus Eimern vom Himmel. Deshalb bestelle ich mir eine Taxe. Meinen Rucksack setze ich neben die Hintertür. Halte Ausschau durchs Esszimmerfenster, damit ich das Auto nicht warten lasse. Das Haus ist leicht zu übersehen, denn sein Nummernschild ist längst von aufwucherndem Gebüsch verdeckt. Die Taxe kommt, fährt langsam vorbei, setzt zurück, Ich greife meinen Rucksack und eile aus der Tür. Ein letztes mal probiere ich das Schloss. Der Wagen ist im Begriff weiter zu fahren als mich der Fahrer erblickt. Ich steise ein und etwas ausser Atem, entschuldige mich wegen der Verzögerung. "Nach Cambridge, bitte," sage ich und nenne ihm die Adresse. Mich durchflutet das unheimliche Gefühl, alles erledigt zu haben. Jedenfalls ist das Notwendige wenigstens oberflächlich geordnet. Ich reise einer anderen Welt entsesen, fast wollte ich sagen einer neuen, aber tatsächlich ist sie die ursprüngliche.

Unser Gepäck haben wir gestern abend zum Flughafen gebracht. Weil das Gepäck sich leicht in der Hand und auf den Rücken tragen lässt, können wir unsere Reise aufs unscheinbarste mit einem Gang durch die bekannten Strassen antreten. Es hat aufgehört zu regnen, und die Sonne erscheint am Rand der sich verziehenden Wolken. Ich schnalle meinen Rucksack auf. Margaret trägt eine leichte Tasche die ihr an einem langen Riemen von der Schulter hängt. Unser Weg geht die Massachusetts Avenue entlang. Die Strasse ist frisch geflässt, denn neuerdings wurde sie zur Verlängerung der U-Bahn unterholt. Ringsum stehen neue Gebäude,

Die alten Villen die hier stunden wurden im Laufe der Jahre eine nach der anderen abgerissen. Links hat man ein schäbliches modernes Hotel gebaut. Es nennt sich Holiday Inn und ist Zweisstelle einer internationalen Kettenwirtschaft, die auch in Deutschland verbreitet ist. Sie reklamiert, dass sich der Reisende ob ihrer weitverbreiteten Gesenwart nun überall zu Hause fühlen wird. Doch in meinem Falle, bewirkt die gepriesene Allgesenwart das Gesenteil. Ein grau-brauner Lattenzaun dient als Verschlag für das kleine blau gemalte Schwimmbassin, womit man die Gäste anzulocken meint, das in unsehöriser Unmittelbarkeit an den Bürgersteig und an die Durchfahrtstrasse grenzt. Gesenüber auf der anderen Strassenseite, ist der Laden wo Michael, der kleine italienische Friseur mir letzte Woche zur Reise die Haare schnitt. Einise Meter weiter, sehen wir an der Law School vorbei, mit ihrer grossen Bibliothek wo ich so manche Juristisches Problem das mich jeweilig bekömmerte, auf eisene Weise gelöst oder verdorben habe.

Wir sehen über die grosse, mit Rasen bedeckte Überföhrung der Kirkland Street, biesen dann nach rechts, über den mit Backsteinen geflasterten Fussweg, und selansen alsbald nach Harvard Square. Dieser europäischste aller Flecken Amerikas, hat im vergangenen Winter ein neues Aussehen bekommen. Ein neuer Untergrundbahnhof ist gebaut worden, Strassen und Fusswege sind neu entworfen und ausgebaut. Man hat ihm eine altertömlisches Aussehen geseben.

Form 11112

Stat mit einer Taxe zum Flughafen zu fahren, treten wir unsere Reise mit öffentlichen Verkehrsvorrichtungen an. Dem Auffluss in die Lüfte geht deshalb ein Absties ins Unterirdische der Untergrundbahn zuvor. Auf dem Bahnsteig unter der Erde von wo ich sonst zuweilen in die Stadt oder zum Krankenhaus fahre, wimmelt es von Menschen.

Die Fahrt unter der Erde ist ist mir längst bekannt. Nie ändert sich etwas an ihr. Ein Zug ist wie der andere, und Jeder Tag ist wie der letzte und wie der nächste. Die Menschen reisen, wer weiss wo hin, wer fragt, wen kömmerts. Jeder einzelne von ihnen, von uns, ist von Anonymität überwältigt. Eine Reise wie die welche wir jetzt antreten, einmalis in meiner und in Marsarets und in Klemens Erfahrung, und unvergleichbar, denke ich mir, mit dem was andere Menschen treibt. Ist doch kein Mensch ist mit dem anderen vergleichbar, und doch zwingen die Umstände, die praktischen Vortaussetzungen des engen nebeneinander Lebens zur Gleichförmigkeit. Der Zug schaukelt und ruckt durch die Dunkelheit. Ich sitze auf einer schmalen harten Bank. Ich bin von Anzösen und Kleidern umgeben deren Träger mir fremd bleiben. Mein einzises Bestreben in Beziehung auf sie, ist jegliche Beröhrung zu vermeiden. Mit offeneren Ausen blicke ich nach Innen, durchblättere wie in einem versilbten Album die Erinnerungen an Deutschland aus der Kindheit. Morsen und übermorsen und in kommenden Wochen sollen sie retuschiert

12
11
10
9
8
7
6
5
4

werden, korrigiert, und mit neuen, anderen Eindrücken überlastet, vielleicht sogar neuen Vorstellungen umsetzt. Meine Traumfahrt hat besonnen.

Wir warten auf unsern Flug in dem sogenannten International Terminal. Das ist ein langer kahler Schuppen, hässlich als wie von öffentlichen Behörden errichtet. Er ist den ausländischen Fluglinien zur Verfügung gestellt. Die Einwanderungs- und die Zollbehörden verlangen dass hier alle ankommenden Passagiere aus fremden Ländern registriert werden. Die ins Ausland reisenden Fluggäste werden von hier verabschiedet. Die von dort kommenden werden in diesem unfreundlichen Raum empfangen. Eine grosse Halle, bar jeder Verzierung und jedes Schmuckes, mit hohem Dach das von einem nacktem Stahlgerippe getragen wird. Grelle Scheinwerfer beleuchten die Tresen der Luftlinien wo deutsche Beamte Sitzplätze anweisen und Gepäck aufnehmen. Wir sind früh hier angekommen, aber doch nicht zu früh, denn andere Reisende stehen schon Schlänge vor den Schaltern der Lufthansa. Es gilt die besten Plätze zu erhaschen. Auch wir stellen uns an und gelangen nach ein paar Minuten an einen kleinen unteretzten Beamten der uns abfertigt. Er hat schwarzes Haar und dunkle, stechende Augen. Seine rechte Wange wird momentan von blitzhaftem, offensichtlich unkontrollierbarem Zucken entstellt. Vielleicht als Ausgleich für die unwillkürliche Zuckelhaftigkeit seiner Erscheinung fertigt er uns mit umso kürzeren, knapperen Anweisungen, deren trockene phantasielose Bestimmtheit uns mit einem Satz in die Welt preussischen Beamtentums versetzt. Er weist uns den Flusstermin von welchem wir, in Frankfurt landen, die Verbindung nach Berlin bekommen werden. Der Beamte beschäftigt sich nicht lange mit uns, und wir sind bald von ihm befreit. Er sprach so schnell, und so verwirrt bin ich von den neuen Eindrücken, dass ich die Informationen die er uns gab sofort vergessen habe. Klemens besinnt sich auch nicht mehr. Nun haben wir wieder Zeit. Noch etwas über sechs Minuten müssen verstreichen eh wir ins Flugzeug einsteigen dürfen und müssen.

Die Ausreise aus Deutschland war anders. Damals fuhren wir, meine Mutter, meine Schwester und ich, von Grosseltern und Onkel und Tante begleitet, im D-Zug von Berlin nach Hamburg. Im Hamburger Vorort Hoheneichen übernachteten wir bei Onkel Walter und Tante Käthe. Ich besinne mich nur noch auf die Einfahrt zu jener kleinen Villa, von einer weissstämmigen Birke überrast, und an das freundliche und doch distanzierte Verhalten meines Onkels und seiner Frau. In ihren Augen, glaube ich, waren wir schon ausgesandert. Meine Schwester und ich sollten mit unseren Kusinen spielen, aber wir waren zu keinen Spielen aufgelegt. Das Schicksal war jeglichem Zusammensein zuvor gekommen. Wir blieben nur eine Nacht. Am morgen fuhren wir zum Bahnhof. Ich vermute, dass Onkel Walter uns in seinem Mercedes dort hinfuhr, doch erinnere ich es nicht. Fahrplanmässig sollte die Hamburg, so hiess unser Schiff, von der Stadt gleichen Namens die Elbe

hinab auslaufen. Es mögen Vorbereitungen zum Kriege gewesen sein, welche die Verlesung der Abfahrt nach Bremerhaven bedingten. Jedenfalls war ein Sonderzug eingerichtet, der die Überseeerpassagiere an die Wesermündung verfrachtete. Die Erinnerung, die ich von jener Fahrt bewahre, ist der Blick aus dem Fenster eines Abteils erster Klasse in eine graue flache Heidelandschaft, und wie sie der Zug durchheilte, bemächtigte sich meiner das Bewusstsein, dieser Welt die zu lieben ich mich so bereit fühlte nun auf immer entrissen zu werden. Etwa eine halbe Stunde eh wir unser Ziel erreichten, verlangsamte sich des Zuges Geschwindigkeit, während sich seine Räder über zahlreiche Weichen und Abbiegungen dem Strome entsessenschlängelten. Noch heute sind mir die lanse Weile, die Unseduld und Anst der Minuten, sesenwärtis.

Der Schuppen der uns damals am Kolumbuskai an der Weser nördlich der Stadt Bremerhaven empfing, besass, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht dieselbe Unsestalt wie der in dem wir Jetzt warteten. Die amtlichen Formalitäten der Ausreise habe ich vergessen, erinnere nur noch, wie wir aus der Halle auf den unüberdeckten Landungssteig traten, und von den Grosseltern, von Onkel und Tante zum letzten Mal umarmt wurden, eh wir dann auf schmaler und steiler Brücke in dem Bauch des Schiffes wanderten. Oben, auf dem Promenadendeck tauchten wir wieder auf, winkten mit grossen weissen Taschentüchern während die Schiffskapelle das oblisate "Muss i denn zum Städtle hinaus" anstimmte, und das Schiff leicht zitternd von Turbinensedröhn sich in die Wesermündung hinaus zu schieben besann. Wir winkten fort, unermüdlich, bis die immer kleiner werdenden Gestalten zuletzt im entfernten Grau verschwunden waren. Dann stiegen wir hinab in unsere Kajüten um uns zum Abendessen vorzubereiten. Hinterher singen wir noch einmal an Deck. Fern im Süden blinkten vereinzelte Lichter. Wir vermuteten sie auf der holländischen Küste. Am nächsten morgen ankerte die Hamburg vor Southampton, überquerte dann den Armelkanal ein zweites mal, hielt einise Stunden in Cherbourg, und wendete sich dann in den Nordatlantik. Europa lag hinter uns, und keiner von uns wusste, was uns bevor stand.

Seit jenen Tagen habe ich die Landesgrenzen aller Orten zu lieben gelernt. Ich besrösse sie als Tore der Freiheit, obsleich ich in den vielen Jahren seit der Auswanderung nur wenig gereist bin. Nur Kanada habe ich verschiedentlich besucht, und das auch nur in den letzten Jahren. An der Grenze zwischen Montana und Alberta liessen zwei kleine Örtchen, hier Sweetgrass und dort jenseits der Grenze, Coutts, die in ihrer provinziellen Selbstverständigkeit die Formalitäten der Aus- und Einwanderung komisch und unseerimt erscheinen machen. Auch erinnere ich die Brücke über den Niagarafluss welche vom amerikanischen Niagara Falls ins Kanadische führt. Und eine lächerlich kleine Überführung die den Reisenden von Calais, Maine nach St. Andrews, New Brunswick bringt. Ich bin auch des öfteren nach Windsor in

Ontario sefahren um meine Schwester dort zu besuchen. Eine schlanke hoch über den Fluss sich wölbende Hänsebrücke und ein veralteter enser Tunnel tief unter dem schnellen Strom verbinden Detroit, Michisan mit der kanadischen Stadt. Der Betrieb dort ist so gross, dass die Zollbeamten keine Zeit haben den unauffälligen Ein- oder Ausreisenden zu belästigen.

Die Sicherheitsmassnahmen hier am Flughafen mahnen an die Störungen die man von Seiten der Terroristen aller Bekenntnisse befürchtet. Der sogenannte Terrorismus ist der Versuch des Einzelnen Macht über die Welt zu bekommen. Er ist eine Offenbarung der Schwachheit des Menschen, und seiner Machtlosigkeit der organisierten Gesellschaft gegenüber. Ausdruck seiner Verzweiflung, verrückt und heldenhaft zugleich, der sein Leben aufs äusserst gewaste Spiel setzt, weil er sich nichts mehr gefallen lassen kann.

Dass unser Fluss sich des abends, pünktlich um 18 Uhr 20, vom abendrotlich getönten Pflaster des grossen amerikanischen Airport trennt, und dass die riesige metallene Taube in der wir uns haben einsperren lassen, nach dem sie sich mit donnerndem Getöse in die Luft gehoben, den Hafen, die Stadt und die Küstenlandschaft noch einmal in weitem Bogen zu umkreisen sich genötigt erweist, als vermöchte sie erst in der Luft, befreit vom Bann der Erde, eine entsültige Entscheidung über die Richtung ihres Fluges zu treffen, um dann entschlossen die Bahn nach Hause, mutig in die aus Osten aufsteigende Nacht, und durch sie hindurch in den kommenden Morgen zu fliesen, das alles ladet zu dichterhaft mythisierender Deutung ein, deren Entwicklung wir Jedoch dem Leser anheimstellen.

So etwa erscheint der kreisende Aufstieg des Flusszeuss dem Jungen Mann der drunten am Hafen steht. Von unbestimmter Sehnsucht beflößelt folgt sein Blick der entschwindenden Maschine, bis sie sich geheimnisdräuend in eine hohe Wolken-schicht verbohrt oder als sich stetig verkleinernder Punkt wie eine bildliche Darstellung der Differentialrechnung ins Reich des Unerkennbaren aufgenommen wird.

Doch auch dieses Bild besteht nur im Spiesel des Geistes, und bei uns dort droben im silbrigen Geschoss verkapselt, der Stratosphäre entseten stürzend, erstickt die mythosbildende Phantasie. Die Kabine ist überfüllt. Kaum ein einziger Platz ist leer geblieben. Lösst haben sich die Reisenden, den Anweisungen des Fluglinienpersonals gehorchend, in ihre Sitze eingeschnellt. Beim Einstieg, als sie sich an unserer Reihe vorbeidrängelten, denn wir waren mit als erste an Bord gesessen, und unsere Plätze waren vorn, hatte ich versucht ihre Gesichter zu mustern um mir eine Vorstellung zu machen, was es denn sein könnte, das Jeden Einzelnen von ihnen mit uns zusammen nach Frankfurt treibt. Zum Teil scheinen sie Soldaten zu sein, die zurück zur Truppe fliesen, zum Teil Geschäftsverwalter, Maneser, wie man sie

heut zu Tage nennt, die zwischen den europäischen und amerikanischen Märkten vermitteln. Auch Familien sind an Bord, die sich einen Urlaub in Deutschland erlauben, und ein junges Ehepaar, vielleicht auf seiner Hochzeitsreise. Es sind Gesichter wie man ihnen in den besseren Warenhäusern oder Restaurants begegnet. Offensichtlich arme Menschen sind nicht mit dabei. Heimkehrende auch nicht. Und alles Schicksal wird, wie es sich gehört, hinter den Masken der Gewöhnlichkeit verborgen.

Auch die Bediensteten der Flusgesellschaft sind maskiert. Die Stewards tragen dunkelblaue Anzüge, hellblaue Hemden, dazu dunkelrote Kravatten. Das weibliche Personal ist in entsprechend dunkelblauen Röcken gekleidet, mit hellblauen Blusen und rostfarbenen Halstüchern anstatt Kravatten. Auf ihren Gesichtern flackert das zum Dienst gehörige nichtssagende unverbindliche Lächeln. Sie haben die schillernden Werbephotos der Journale verinnerlicht, und ihre leeren Gesten erwecken die beunruhigende Vermutung, dass vielleicht nur die Erscheinung als Schale der Persönlichkeit überblieben ist, dass es ein Inneres überhaupt nicht mehr gibt.

Wir drei sitzen nebeneinander in engem dickgepolsterten Sitze gefercht. Klemens ist am Fenster, welches ohnehin klein genug ist, dass man um hinauszuschauen sich förmlich den Hals verrenken muss. Doch gibt es nicht viel zu sehen. Bei unserem Abflug war der Himmel bewölkt, so dass schon nach kurzem Aufstieg das Bild der Erde in weissem Qualm verschwindet. Einige Minuten später bricht das Flugzeug wieder ins Freie, und nun streift der Blick anhaltslos auf dem überirdischen sich langsam verdunkelnden, formlosen Wolkenmeer ziellos hin und her. Jetzt besinnt die Aufgabe des Flusspersonals uns vor langer Weile zu bewahren. Zeitungen werden angeboten. Man darf sie sich aussuchen. Amerikanische oder deutsche, je nach Wunsch. Sie kosten nichts. Momentan empfinde ich einen Anflug von Wohlwollen für die Grosszügigkeit der Flusgesellschaft, ein Gefühl das jedoch in nur wenigen Minuten in krampfischer Unbehaglichkeit der zu engen zu niedrigen und zu dicht hintereinandergereihten Sitze erstickt.

Ich blättere in der "Zeit", die ich mir habe reichen lassen, in rechter heimischer Ausgabe, weit umfangreicher als was der Postbote mir allwöchentlich an der Massachusetts Avenue ausliefert. Ich lese nur unterbrochen. Die Stunde gehört den Gedanken und den Träumereien. Bald erscheint die Stewardess aufs Neue und bietet Getränke an. Ich bekomme Ginger Ale, jedoch nur ein winziges Gläschen, das ich bald geleert habe, und das den Durst eher schürt als das es ihn stillte.

Am 1. Juni in den Flughafenwarterräumen in Frankfurt

Es ist wohl ein Überschwang des Gefühls die mir die sinnbildliche Bedeutung versessenwärtigt, die darin liegt dass ich nun wieder, nach fünfundvierzig Jahren, den Fuss auf deutschen Boden setzte. Aber dieser deutsche Boden der Empfangshallen des Rhein-Main Flushafens hat weder röhmlisches noch röhrendes an sich. Er besteht aus derbem Linoleum, das wie Marmor sezeichnet ist, aus schweren abgetretenen Läufern, die sich von Tor zu Tor hinziehen, anonym und charakterlos wie ich ihn an jedem grösseren Flushafen der Welt zu finden erwaite, auf dem man sich mit vielem Hin und Her die unempfindsamen und doch so empfindlichen Fässe müde tritt. Ein Boden jedenfalls der sich weder dazu eignet ein Knieen aus Dankbarkeit zu empfangen noch Tränen der Freude aufzusaugen. Nicht nur aus diesen, sondern auch aus vielen anderen Gründen blieben mir die Augen trocken, und die Knie unsebeust. Die Ironie und der Traurigkeit dieser Heimkehr fand darin den passendsten Ausdruck, dass ich sie wie ein Geschäftsreisender gefühllos absolvierte, als kümmerte sie mich nicht, als wäre sie garnicht geschehen. Und in sehr wesentlichem Sinne war es ja auch keine Heimkehr. Ein Blick in illustrierte deutsche Zeitschriften hatte des öfteren genügt mich zu überzeugen in welchem Ausmasse das westliche Deutschland amerikanisches Gevräse angenommen hat. Ich fand was ich erwartet hatte, ein unschönes und von Reklame entstelltes Werbeselände, so wie ich es von Amerika her gewohnt worden war. Über die Bestätigung meiner Erwartungen war ich weder erstaunt noch bestürzt.

Um der Wirklichkeit und Wahrheit ihr Recht zu lassen, muss es gesagt sein, dass mein erstes Geschäft auf deutschem Boden weit entfernt davon ein In-die-Knie-sinken oder ein Versiessen von Freudentränen zu sein, im Gesenteil ein bei weitem nüchterneres und notwendigeres Unternehmen war, dasjenige nämlich, zudem es jeden Flussast dränst, der studenland in irsendeiner Aluminiumhölse einsekerkert und zur Abwechsejung und Beruhigung mit Flüssigkeiten betäubender und erresender Wirkung bewirtet worden war bis er zuletzt verwirrt und verwässert die Landungsrampe hinauf strauchelt. Sobald das Dringendste erledigt war, machten wir uns auf unserem Abflussort zu finden. Lässig wandern wir durch die grossanselesteten Hallen der Flushafensebäude. Neugierig betrachte ich durch die breiten hohen Fenster Flusseuse aus aller Herren Länder, aus Arabien und Assyten, aus Polen und Finnland. Mir geht durch den Sinn, dass wir eisentlich nicht in Deutschland sondern in Europa selandet sind, und dieser Gedanke freut und befriedigt. Bald geraten wir an eine Sperre, wo ein junger Mensch in Uniform unsere Pässe inspiziert. Er scheint es nur als Formalität zu betrachten und ohne sich ernstlich um unser Woher und Wohin bekümmert zu haben, weist er uns hindurch zu sehen.

Die Landungsbrücke für unseren Flug nach Berlin steht unter besonderem polizeilichen Schutz, weil Berlin kein eisentlicher Bestandteil der Bundesrepublik ist. Berlin ist

eine Art Ausland welches zu bereisen sich Jedem erlaubt ist. Es ist ein Fort, wo, wie einst im amerikanischen Westen, tapfere Militärs die den wahren Glauben und die Tugend gegen die sottlosen Wilden verteidigen. So lässt sich der Pendelverkehr erklären, den die Fluslinien der alliierten Westmächte mit der umzinselten Stadt aufrecht erhalten, dessen Häufiskeit, wie mir scheint, weit über den tatsächlichen Verkehrsbedarf hinausgeht. Es ergibt sich, dass wir auf den schon in Amerika gebuchten Flug gar nicht zu warten brauchen. In der nächst abfließenden Maschine ist Platz für uns. So können wir aus Frankfurt schon um 7 Uhr 45 fliegen, eine Stunde früher als geplant. Nur müssen wir unsere Platzkarten umtauschen. Am Schalter bedient uns eine orientalisches aussehende Frau, klein, untersetzt, mit dunklem Teint, und von unbestimmtem Alter. Vielleicht stammt sie aus Indien oder sonst irgendwo aus dem Osten. Ihr Deutsch ist einwandfrei. Ich habe noch nicht geschlafen, und bin müde. Ich rechne aus, dass es in Boston ist es zwei Uhr morgens. Wegen meiner Müdigkeit, bemerke ich nicht, wie die kleine Indierin unsere Bordkarten in den Flugscheinen versteckt, und als wir etwa eine halbe Stunde später ins Flugzeug nach Berlin einsteigen wollen, suche ich verwirrt vergebens nach den kleinen blauen Zetteln. Ich kann sie nirgends finden, laufe zurück zum Schalter, wo die orientalische Frau, über meine Unbeholfenheit sichtlich verwundert, mir die gesuchten Bordkarten aus den Flugscheinen herausschält. Ich füge mich ihrem Urteil und komme mir überaus dumm vor.

Nun erlaubt man uns ins Flugzeug einzusteigen. Die Maschine mit der wir nach Tesel fliegen ist eine 737, dieselbe mit der ich verschiedentlich aus Boston in Tri-Cities angekommen bin. Dies kleine Flugzeug ist viel geräumiger und bequemer als die grosse 747, die uns über den Ozean trug. Ich empfinde wie demütigend sie waren, diese 6 1/2 Stunden die wir zusammengesessen in der Lufthansmaschine zu erdulden gezwungen waren, unter allen Regeln und Massnahmen der organisierten Törichtigkeit ausgebeutet, mussten wir drei dem Profit der Aktiengesellschaft beisteuern. Wie einserfercht wir in dem anderen Flugzeug waren, wurde klar vor allem bei der Erleichterung mit der wir es verliessen. Vergleichen wir es aber mit dem Zwischendeck vergangener Jahrhunderte, so macht der Unterschied, dass es nicht Wochen sondern kaum sieben Stunden waren, die wir dort verlebten, dass man sich nicht beklagen darf.

Am 1. Juni 1984 im Flugzeug zwischen Frankfurt und Berlin.

Das Flugzeug gehört Pan American World Airways. Nur die Fluslinien der drei westlichen Alliierten dürfen nach Berlin fliegen. Deutschen Fluslinien ist der Anflug von Berlin nicht gestattet. So kurze Zeit in Deutschland, sind wir nun wieder in amerikanischer Atmosphäre. Die Stewardess spricht das gedehnte Amerikanisch das man in Wichita oder Topeka zu

hören bekommt. Der Fluszeusführer stammt, seiner latschenden Stimme nach, wahrscheinlich aus Georgia. Seine Annoncen macht er erst auf Englisch, dann in unverständlichen Phrasen die Deutsch sein sollen. Er ist ein Held wie aus den "comic strips", wo Helden und Bösewichte sich auch ab und zu ein unseniertes Verstümmeln der fremden Sprache erlauben, und vom heimatlicher Aussprache entstellte Sätze zum Besten geben bei denen es nicht darauf ankommt was sie besagen, sondern lediglich dass sie gesagt worden sind. Hoffentlich, denke ich, kann er mit dem Fluszeus besser umsehen als mit der deutschen Sprache. Aber dann ist es mir als wäre ich wieder in Amerika, wo es mir so viele Jahre so gut ergangen ist, und in ganz einfach kindlicher Weise fühle ich mich geborgen wie es mir nie wieder in Deutschland möglich sein wird.

Ich blicke auf meine Uhr. Schon zwanzig Minuten sind seit dem Aufstiege vergangen, Zeit, denke ich, dass wir die Grenze überquerten. Wir fliegen jetzt über dem östlichen Teil dieser trübsalig gespaltenen Erde. Unter uns liegt die Deutsche Demokratische Republik, dieser westlichste Posten des modernen Zarenreiches. Dem Fluszeus gemäss fliegen wir über die Wartburg, über Eisenach, den Thüringer Wald. Aber die Landschaft ist von einer dichten Wolkenschicht bedeckt. Nur ab und zu sieht man zwischen den Wolken kleine Dörfer, die, genau wie ich es mir vorgestellt hatte, von einander durch sorgfältig gezeichnete Acker getrennt.

Der Einfluss in Tesel anders als ich ihn erwartet hatte. Die "Zeit" hatte von Flusstörungen berichtet, von Annäherungen sowjetischer Kampfflieger an die Passagiermaschinen der Westmächte im Berliner Korridor, von Verordnungen der sowjetischen Behörden, welche verursachten dass der Abstieg nach Berlin aus grosser Höhe und in kleinem Raum geschehen musste. So hatte ich es mir vorgestellt. Stat dessen ist es ein allmähliches, sachter Abstieg, der auf die Landung in Tesel vorbereitet, nicht anders als ich es aus Amerika gewohnt bin. Das Fluszeus durchbricht die Wolkendecke. Ich erblicke einen grossen See, vermutlich die Havel, welche sich weit nach Nordosten ausdehnt. Eine Halbinsel sieht aus wie Schwanenwerder, und der Forst ist sicherlich der Grunewald. Meine Vermutungen werden mit dem Erscheinen des Kaiser Wilhelm Turms bestätigt. Wohl war es im Eifer der Nachkriegsdemokratisierung dass man ihn zum Grunewald Turm umbtaufte. Da ist die Avus, das Schloss Charlottenburg, hier schon die Regierungsgebäude im Zentrum Berlins, und überall, unverkennbar, umzinst die Mauer den westlichen Teil der Stadt. Unerwartet fliegen wir weit und niedrig über das russische Berlin. Ich meine eine eisenartige Gleichförmigkeit und Einheitlichkeit des Wohnungsbaus zu erkennen, so anders als die mannigfaltige Unordnung des westlichen Sektors, dessen Bild schon von der Luft aus dem amerikanischen Städte ähnelt. Das Fluszeus senkt sich aufs Neue, immer niedriger. Wie so oft bei Landungen auf städtischen Flughäfen, rest sich die unheimliche Ahnung eines bevorstehenden Anflusses einer der

Häuserreihen, wenn nicht diese, dann die nächste. Zuletzt, wie erwartet, und doch überraschend, das Aufstossen, das Landen, das glückliche Bewusstsein aus den Lüften wieder auf die Erde unter die Füsse zu bekommen. Es ist in allen Flughäfen, in allen Ländern, dasselbe.

Wir sind zu früh hier. Uns erwartet keiner. Wir hatten uns erst in einer Stunde angemeldet, und wussten, das wir hier würden warten müssen. Ich hatte mir vorgestellt wir würden Gelesenheit haben, in den paar Minuten die wir hier unter uns wären, einen unbefangeneren ersten Eindruck von Berlin zu bekommen. So wäre es mir lieber gewesen. Aber das geschieht nur in beschränktem Ausmasse. Der Besuch bei den Verwandten ist ja letzten Endes eine Aufgabe völlig verschieden von dem Wiedererkennen dieser vom rächenden Schicksal so furchtbar heimsuchten Stadt. Zeit einen Spaziergang zu machen, haben wir nicht, sind auch zu müde dazu. Der Flussplatz erinnert mich daran dass Berlin eine art Festung ist. Er ist schon halb Ausland, und man braucht sich nur umzusehen um zu erkennen, dass hier niemand zu Hause ist. Wir auch nicht. Die Zeit verweilen wir, in dem wir auf den Fluren des Flughafens auf und absehen. Für eine so grosse Stadt, wie Berlin, erscheint er ziemlich klein, nur ein paar Minuten, und wir haben alles gesehen und fangen den zweiten Rundgang um die Restaurants und Zeitungsbuden und Geschäfte an. Jede der drei Westlichen Besatzungsmächte, die Franzosen, die Engländer und die Amerikaner hat hier eine Zentrale, wo die Soldaten der respektiven Länder semustert werden, eh sie den Fluss nach Westen besinnen, und wohl auch wenn sie von dort eintreffen.

Die Anlagen sind sauber, sehen aber doch vorläufig, temporär aus, und es ist wenig Betrieb. Sie sind modern, mit grossen Glassflächen, aber bei weitem nicht so elegant, wie in Frankfurt. Man empfindet die Isolierung der Stadt. Die Schilder sind alle Zweisprachig, deutsch und englisch, den deutschen Worten fehlen sogar die Umlaute, und es fällt einem ein, dass vielleicht das Deutsch hier die zweite Sprache ist. Auch die Reklame ist ganz amerikanisch. Zigaretten werden anempfohlen hier wie dort, setzen den Hintersgrund der Rocky Mountain Landschaft, in die man sich, mittels des Zigarettenrauches versetzen soll.

Über eine halbe Stunde gehen wir hier schon auf und ab. Die Reklameschilder weiss ich schon auswendig. Die Autobusse und Taxis sehen einander langweilig gleich. In Urlaub fliesende Soldaten, Geschäftsreisende mit wichtigen Aktentaschen, Mütter mit Kindern, abreisende Grosseltern, und all die anderen Abschieds und Wiedersehensbilder die sich früher in Eisenbahnhöfen, neuerdings immer mehr auf Flughäfen abspielen, würden uns vielleicht besser unterhalten, wenn wir aussgeschlafen hätten. Ich frage mich, aber spreche es nicht aus, ob wir denn zu diesem Zwecke, auf einem öden Flughafenkorridor der ja letzten Endes von denen in Amerika sich nur

durch seine Sauberkeit unterscheiden lässt, auf und ab zu sehen, diese lange Reise ansetzen hätten. Es war die Müdigkeit, welche solch unvernünftige und ungerechte Gedanken verursachte.

Und dann erscheinen sie, tauchen auf zugleich aus der Erwartung und aus der Menschenmense, differenzieren sich aus dem Kommen und Gehen der Unbekannten, aus dem Möglichen wird das Aktuelle, aus der Vorstellung, die Erscheinung, aus der Trennung, das Zusammensein, die wohlbekanntes Gesichter, verändert, abgewandelt vom Verlauf der Jahre, aber unzweideutig erkennbar. Auch in ihren Augen blitzt die Sicherheit des Wiedererkennens.

Das Wiedersehen, das Wiedererkennen, die Wiedervereinigung, das aufs Neue eine Gemeinschaft bilden geht so rapide vor sich, dass man meist dessen verschiedene Stadien übersieht oder verkennt, wo doch, wenn man es bewusster besänke, weniger Missmut und Missverständnis und Enttäuschung dadurch entstünde. Zuerst die Erwartung, dann die Vermutung, dann das Erkennen, nicht immer, und, in der Tat, selten simultan, so dass der eine den anderen zuvor entdeckt, gesehen, erkannt hat. Das gegenseitige Sichversichern der Identität, und dann, erst nachdem die physische Kluft sich geschlossen hat, ein allmähliches Abtragen der psychischen Fremdheit, die sich manchmal schneller und manches mal viel langsamer als die örtliche überwinden lässt.

Dabei hilft ein gemeinsames Vorhaben. Das unsere war das Besorgen unseres Gepäcks. Klemens und ich mussten noch einmal zurück durch eine bewachte Sperre in einen mittelgroßen, von hohen Fenstern umringten Saal in dessen Mitte ein laufendes Band die verschiedenen Gepäckstücke der Reisenden ausliefert. Da warteten wir nun fast eine halbe Stunde bis auch unsere Koffer auf dem kreisenden Oval erscheinen, rafften diese zwischen uns, und besorsten dann eine von den zu diesem Zweck verfügbaren metallenen Karren, auf den wir vier unserer fünf Gepäckstücke auftürmten. Klemens schob den Karren, der momentan umzukippen drohte, vor sich her. Ich schleifte den übrigen Koffer, der mit kleinen Rädern versehen ist, nach. So drängten wir uns, von anderen Flussästen umringt, zurück derselben Sperre durch die wir hinein gekommen waren. Ein Zollbeamter musterte uns und unsere Habe, beschloss auf der Stelle, dass wir für Stadt und Volk keine Gefahr bedeuteten, und entliess uns ohne weitere Inspektion.

Die Verwandten, mit denen Marsaret zu Gesellschaft auf den Bänken in der Vorhalle gewartet hatte, waren über der Langsamkeit dieser Gepäckverteilung ungeduldig geworden. Tante Grete, ins besondere, beklagte ihre Müdigkeit. Nun galt es aufzubrechen, und das Gepäck dessen Mense mich ein wenig beschämte an die Autos auf dem Parkplatz zu befördern. Karl-Heinz verlangte den hochbeladenen Karren zu schieben, aus Höflichkeit, und dann wohl auch weil es seinem Wesen

entspricht den Lauf der Dinge und der Maschinen zu kontrollieren. Ich überlasse ihn ihm, und sehe nebenher, die rechte Hand sichernd auf dem hochsetörmten Stapel.

Man ist mit zwei Wagen uns abzuholen gekommen, den ihrer sind vier, und unserer drei, so dass wir alle sieben kaum in einen Wagen passen. Karl-Heinz fährt uns zu seinem neuen teuren Mercedes, ein Prunkstück an Eleganz und Kostbarkeit, wie ihn meine reichen Kollegen in Boston zu Schau fahren, ein Besitz aber den mir mein Bedürfnis auf Anspruchslosigkeit nie erlauben würde. Jetzt aber darf ich mich unbefangen daran freuen. Zusammen verstauen wir unser Gepäck in seinem Kofferraum. Ausser dem neuen rollenden Koffer haben wir vier farbige Säcke verschiedener Grössen, Behältnisse von uns bevorzugt wegen der Geschmeidigkeit die es erlaubt sie in unserem Raume zu verstauen, eine Eisenschacht die gerade jetzt gelesen kommt, und Karl-Heinz seine Arbeit sichtlich erleichtert. Und dennoch meine ich eine Verwunderung seinerseits über die Schlichtheit unseres Auftritts zu empfinden. Sein Amt aber, uns jetzt nach Nikolassee zu befördern, setzt allen Unbestimmtheiten ihre Grenzen. Wir teilen uns in zwei Gruppen. Margarete, Tante Grete und Inse fahren in deren Scirocco. Klemens, Onkel Hans und ich steisen mit Karl-Heinz in den Mercedes. Ein flüchtiger Blick zurück versichert uns, dass auch die anderen fahrtbereit sind, und wir fügen uns dem strömenden Betriebe.

Mit der Sicherheit des Erfahrenen steuert Karl Heinz seinen Mercedes über die Autobahnen auf dem Weg von Tesel nach Nikolassee. Es ist nicht verwunderlich, dass ich die Ansichten nicht wiedererkenne. Die Gebäude die hier das Berlin der Geseewart darstellen wurden nach dem Kriege gebaut. Ich vermute, dies alles war einst Industrielände, wurde im Kriege zerstört, und ist nun schnell und praktisch, im amerikanischen Stile wiederaufgebaut. Jedenfalls sieht es aus wie ein Stadtbild von dröben, auf das, jedenfalls meinen Vorstellungen entsprechend, die deutschen Namen die überall auf den Schildern stehen, nicht recht passen wollen. Bald mündet die Autobahn in die alte Avus die durch den Grunewald läuft und von der ich schon als Kind wusste. Damals schon empfand ich, wahrscheinlich auf die Winke meiner Eltern reagierend, diesen den Wald durchschneidenden Betonstreifen als überflüssigen und ungebührlichen Angriff auf die Landschaft, und mein diesbezügliches Empfinden bleibt unverändert. Inzwischen ist das ganze westliche Deutschland jedenfalls von einem Netz ähnlicher Strassen verunstaltet, und es ist schwierig sich vorzustellen, dass dies anders sein könnte. Karl-Heinz hingesen schien die Auffahrt auf die Avus noch befriedigter zu stimmen als er es ohnehin schon war. Er hatte jetzt die Gelesenheit uns zu zeisen, was sein kostbares Auto leisten konnte. Bis auf 180 Kilometerstunden trieb er die Geschwindigkeit. Nie, ausser im Fluszeus, bin ich so schnell befördert worden, aber Angst spürte ich keine, jedenfalls nicht mehr oder weniger als in den Löfften. Es war eben eine

der unvorausehbaren Gefahren der wir mit dem Beschluss zu unserer Reise uns ausgesetzt hatten. Heute war ich zuversichtlich, dass wir sie alle überstehen würden.

Die Baumlandschaft die wir durchrasten, erweckte nur geringsen Eindruck, und ich besinne mich kaum auf sie. Das hatte wohl mit der Geschwindigkeit zu tun, denn alle Aufmerksamkeit galt der Strasse. Ich meine aber zu erinnern, dass es ein niedriger Wald war der sich gegen die Strasse grenzte, sicherlich Nachwuchs eines höheren Forstes der zur Zeit der russischen Blockade abgeholzt worden war. Es dauerte nicht lange, bis grosse grüne Schilder auftauchten, und uns die Ausfahrt nach Nikolassee anzeigten. Karl Heinz verlangsamte das Tempo, bog in die rechte Fahrbahn und lenkte in die Ausfahrt. Wir waren in Nikolassee.

Der kleine Ort ist von den Bombenangriffen des Krieges fast völlig verschont geblieben. Die Strassen, die Häuser, insofern sie nicht Neubauten waren, mussten alle dieselben sein, die ich als Kind gekannt hatte. Und doch waren sie mir fremd. Die Siedlung wo ich so oft meine Grosseltern besucht, hätte ich nicht wieder erkannt. Nur die Strassennamen waren vertraut geblieben, wie oft hatte ich sie nicht auf Kuverts gelesen, und als Adresse mit Druckschrift auf Umschläge und Pakete gesetzt. Schnell und geschickt lenkte Karl Heinz, am Bahnhof, am Rathaus vorbei, durch holerige Einbahnstrassen, bog dann links in die Teutonenstrasse, und fuhr direkt auf die unterirdische Garage seines Hauses zu, deren schwere stählerne Tür sich, wenn mich mein Gedächtnis mich nicht täuscht, auf den Empfang eines vom Auto ausgelösten Radiosignales in die Höhe schob und uns die Einfahrt in ein hellerleuchtetes Kellergeschoss eröffnete. Eh noch das Tor sich hinter uns schliessen konnte, kam auch Inse mit ihrem Wagen, mit Margarete und Tante Grete. Wir stiegen aus, übernahmen das im Mercedes verstaute Gepäck, und folgten unseren Hauswirten, wiederum durch eine Stahltür in ein hohes, lichtiges Treppenhaus.

Gestern nachmittags besuchten wir die Siedlung wo Onkel Hans und Tante Grete wohnen. Auch in die kleine Wohnung wo sie seit 56 Jahren leben, traten wir ein, wie in ein Museum. Sie ist, in ihrer Weise, das Gegenstück zu der krummwiedschen Pracht, die Antithese welche dem Haus in der Teutonenstrasse eine göltlichere Bedeutung gibt. Diese Siedlungswohnung ist, so mich mein Gedächtnis nicht täuscht, in den vielen Jahren seit ich als Kind hier zu erst zu Besuch kam, unverändert. In einem Schrank im Wohnzimmer steht die runde Schale aus schwarzem Marmor mit dem Wolf oder dem Fuchs, die ich von meines Vaters Schreibtisch erinnere. Onkel Hans bewirtete uns mit einem süsslichen Fruchtsaft. Tante Grete zeigte uns Photographien von vielen Verwandten, und beklagte die die Zahl der verstorbenen. So sassen wir etwa zehn Minuten zusammen in der guten Stube, und feierten die Alltäglichkeit des Überlebens. Alsbald gingen wir durch die kleine Küche in

den Garten, wo Bösche und Sträucher in offener Frühlingsnacht blühen. Ein wunderbar grosser Rhododendron mit lila Blüten, ein Kirsch- und ein Apfelbaum wachsen dort. Der Rasen ist sorgfältig gemäht. Am Zaun steht der alte Säsebock des Grossvaters. Onkel Hans machte mich darauf aufmerksam.

Dann verliessen wir die Wohnung. Onkel Hans schloss sorgfältig hinter uns ab. Beim Gans durch die Siedlung zum einstigen Wohnhaus der Grosseltern fielen mir wie Sternschnuppen aus einer vergangenen Welt die Namen der Freundinnen meiner Grossmutter, Frau Feet und Frau Maron ein. So hiessen sicherlich zwei einfache, ich will nicht sagen ordinäre Frauen, deren Namen mich noch heute mit Unseduld und Unmut anhauchen, der vielen langweiligen Stunden halber, die ich warten musste, während meine Grossmutter sich mit ihnen unterhielt. Ich suchte die Treppe zur Wanseestrasse auf, an deren Seite eine betonnene Abflussrinne die steile Böschung hinabläuft. In diesem kleinen künstlichen Flussbett liess ich als sechs oder siebenjähriges Kind ein kleines metallenes Spielauto hinuntersausen, besorgt, dass einer der kleinen Gesner die sich mir als Spielkameraden anboten, es mir entreissen würde. An der Hoiruperstrasse 7, dem Mietshaus wo meine Grosseltern einst wohnten angelangt, fotografierte ich von aussen den Balkon und offenen Fenster hinter denen sie einst gelebt hatten, nicht ohne ein Gefühl der läppisch lächerlichen Unsensibilität des raffinierten Lichtbildserätes, die Wirklichkeit des Erinnerung irsendwie zu erreichen. Da wohnten seit vielen Jahren fremde, neue Mieter, die von den den Grosseltern und mir nichts wussten. Meine dumpfen Erinnerungen schlichen durch die unerreichbaren Räume.

Wir gingen hinab in die Hoiruperstrasse. Dort, wollte ich mich besinnen, wo der Platz, wo einmal unser Auto sestanden hatte, mit dem wir hierher aus Braunschweig zu Besuch gekommen waren. Weit öfter, so meine ich zu erinnern, war ich mit dem Zuse am Potsdamer Bahnhof einetroffen. Der einst offene Blick auf den Schlachtensee war in den verflossenen Jahren völlig verbaut. Den Pfad hinunter hatte ich völlig vergessen, aber das Ufer selbst, der Blick nach Krumme-Lanke und auf die Fischerhütte hatten im Gedächtnis ihr mattes Vorbild. Mir fiel auf, wie viele unkonventionell aussehende Menschen and uns vorbei gingen oder liefen, Struwelpetergestalten mit ausstrahlenden Haaren, ein Mann mit strotzendem weissen Bart wie ein Zauberer aus einer Lesende. Junge Menschen auf Fahrrädern fuhren in raschem Tempo vorbei. Die märchenhaft grossen Bäume am Seeufer hatten die Nöte des Krieses und der Nachkriesszeit überstanden, aber der See selbst war dem Wirtschaftswunder zum Opfer gefallen. Onkel Hans erklärte mir, dass der Schlachtensee sowohl als auch der Nikolassee keinen Abfluss haben, und dass ihre Wasser, die langsam im sandigen Boden versickern, mit der Umweltverschmutzung im Laufe der Jahre immer trüber

geworden sind, bis die Fische ausstarben, und das Anseln, woran mein Grossvater einst so viel Freude hatte längst untersast wurde. Auch das kleine Motorschiff welches einst von der Landungsbrücke am hiesigen Ende die seltsamsten Auflöser über den See trug ist verschwunden, und von dem alten, mit "Selbstschüssen" befestigten Schuppen in dem es überwinterte, der mich als Kind so schauerlich beeindruckte, konnte kein Überbleibsel finden. Onkel Hans konnte sich auf diesen Schuppen nicht besinnen, wohl weil ihn Jenes brutal-extravagante Minenfeld weniger geänstigt hatte als mich. Wir kehrten bald um, denn Tante Grete, obschon sie sich längere Zeit auf einer der verschiedenen Bänke geruht hatte, war müde geworden. Als wir die Fahrstrasse erreicht hatten, zeigte uns Onkel Hans die Eisenbahnunterführung wo er und Tante Grete, die Grosseltern samt ihrer Nachbarn während des Krieges die Bombenansriffe abwartet hatten, und unwillkürlich sah ich mich selbst, wie ich in jenen Jahren, auf dem Fussboden unseres Wohnzimmers, im zweiten Stock des sogenannten Medical Center in Konnarock, vor dem grossen Lautsprecher des Rundfunkapparates sass und den Berichten jener Bombenansriffe lauschte. Wir gingen dann, an der Rehwiese vorbei, zurück in die Teutonenstrasse.

Onkel Hans stellt das Fernsehen an. Ein sogenannter Krimi, das moderne Amerikabild, jetzt nicht mehr der wilde Westen, nicht Pferdediebe werden vorgeführt sondern korrumpierte Senatoren die mit Gangster verbündeten, durchaus überzeugende Darstellungen der Atmosphäre in Washington, im Kongress. Im Fernsehen auch eine dokumentarische Sendung über den Widerstand der bekennenden Kirche den Nazis, weil die bekennende Kirche ihr fünfzigstes Jubiläum feierte, und die Überlebenden berichteten ihre Teilnahme und ihr Erleben. Dies alles wurde dann im Zusammenhang mit der gegenwärtigen Südafrikapolitik erörtert und kritisiert. Dann, man drehte den Knopf am Apparat, eine Sendung aus Ost-Berlin. Ein Nord-Koreanischer Kamerad wird dort gefeiert. Ein bedrückendes Gefühl, der Eindruck dass fast alle Beteiligten unter Zwang sprachen. Als wir heute morgen um 8 Uhr das Fernsehen anzustellen versuchten, war alles still.

Am 2. Juni 1984

Ich erhole mich langsam von dem Fluss, von der Neuigkeit der Eindrücke, und auch von dem Gedränge der Gefühle welches dieser Besuch notwendigerweise zur Folge hat. Gestern habe ich nicht diktieren können zum grossen Teil, wegen der Müdigkeit, und wohl auch weil zum Diktat eine gewisse Einsamkeit, Absetrenntheit und Ruhe notwendig sind. Vor der Überfülle der Eindrücke der letzten beiden Tage bin ich dabei auf den Strassen Nikolassees einen Spaziergang zu machen, um in Ruhe von Abgeschlossenheit diktieren zu können. Ich steige die Treppen dieses stattlichen Mietshauses hinab. Sie sind aus hellem weissen Terrazzo, und so sauber, dass man von jeder Stufe essen könnte. Das Haus mit seinen fünf Wohnungen

ist wie ein kleines Schloss, und wie eine Festung gebaut, die Zimmer von einander mit Stahltüren gesperret. Unsemein solide gebaut ist es, wie einer Festung sezient. Ein steiles Dach, mit einer Art Kacheln bedeckt. Auf den Fussböden feine, teure Perserteppiche, an den Wänden hängen Andenken die den Aufsties in diesen Reichtum aus einer klein-bürgerlichen Existenz feiern.

Die Tauben surren in den Fichten. Und Jetzt machen Klemens und ich einen Spaziersans durch die Strassen von Nikolassee. Dies ist die Friederich Leonhardt Strasse, eine breite von Menschen und Fahrzeugen leere Allee, mit einem ungeschorenen Streifen Grass in der Mitte. Die Häuser alle gleichen einander. Sie sind gross, solide gebaut, in Wohnungen für drei oder vier Familien aufgeteilt. Wir sehen am Haus Leopold vorbei, ein "Seniorenheim, GMBH", dicht versittert, wohl mehr zur Verhütung des Ein- als den Ausbruchs. An der Ecke Friederich Leopold und Zimbernstrasse. Eine Bewohnerin der Teutonenstrasse Nr. 8 ist uns auf einisen Abstand gefolgt. Sie führt ihren Hund an der Leine. Die Grundstücke sind alle mit verschliessbaren Türen eingezäunt, aber der Firnis der Sauberkeit ist eher dünn. Am Strassenrande verrosteten vereinzelt alte Autos, in einem Garten steht ein verkommenes Motorrad. Vor verwilderten Gärten blühen die Heckenrosen.

Hier ist eine Unterföhrung unter der Autobahn, die uns dem Nikolassee zu leitet. Ihre Wände sind mit Graffiti sezeichnet, mit politischen, mit obzönen und mit dichterischen. "Träume und Lebe" steht hier sekritzelt. Auf einem kleinen Teich, wo es nach Moder riecht, wo doch noch nicht alles aufgeräumt ist, es muss der Nikolassee daselbst sein, schwimmen mit ihren Köcken zwei glänzend weisse Schwäne. Ich überlese, dass die stattlichen Vösel vielleicht manchmal wie die adlisen Menschen herunterkommen.

Es ist Jetzt 5 Uhr am Sonntag morgen, den 3. Juni. Nachdem ich sestern mein Diktat unterbrochen hatte, frühstückten wir bei Karl-Heinz und Inse an den üblichen Brötchen, Schinken, Marmelade, Kaffee, und machten uns dann bereit um Onkel Hans und Tante Grete um 10 Uhr an der Spanischen Allee vor ihrer Siedlungswohnung abzuholen. Onkel Hans, Klemens und ich führen mit Karl Heinz in seinem Mercedes, während Marsaret mit Inse in deren Scirocco Volkswagen fuhr. Wieder über die Avus im 195 Kilometertempo, waren wir bald in Westkreuz, und führen dann über den Ring zum Kurfürstendamm. Karl Heinz und Inse liessen beide Ihre Wagen im Hinterhof eines Restaurants namens Kopenhagen, wo wir hinterher zum Mittag assen. Erst aber machten wir eine kurzen Spaziersans den Kurfürstendamm entlang eine wunderbar opulente Strasse, vierbahnig, in der Mitte durch eine Unzahl schräg geparkter Autos geteilt, wo geschmackvolle Neubauten, teils mit unbeschädigten Gebäuden, teils mit im Kriege lädierten und neuerdings restaurierten Häusern, abwechseln.

Die oberen Stockwerke der Gebäude sind offenbar bewohnt; Fenster stehen offen, Gardinen flattern, und dort sieht man eine Frau an einem offenen Fenster stehen. Die Parterren sind durchwegs mit eleganten Ausstellungsräumen, mit Geschäften verschiedenster Art ausgebaut, wo dem von neidischen Feinden umringten Volk Spezialitäten aus allen Ländern das tägliche Leben würzen.

Wir erreichten dann an den Ausfahrtspunkt der Tourbusse, mit denen vorgesehen war, dass wir eine Rundfahrt durch Berlin machen sollten. Onkel Hans hatte auf eine solchen Ausflug gedrungen. Nachdem Karl-Heinz die Karten besorgt hatte, stiegen wir auch alle in einen grossen, hell-grün lackierten, äusserst bequemen Autobus, der nach einer kurzen Wartezeit von etwa zehn Minuten mit elegant gedämpftem Gesumme seiner Motoren in den belebten Verkehr des Kurfürstendamms einlenkte. Eine wohlklingende Mädchenstimme aus dem Lautsprecher besann erst auf deutsch und dann auf englisch die Sehenswürdigkeiten der Stadtteile die wir gerade durchquerten zu beschreiben. Erst richtete sie unsere Aufmerksamkeit auf den Kurfürstendamm, mit seinem eleganten Reichtum, dann auf die Ruine der Kaiser Wilhelm Gedächtnis Kirche welche als warnendes Denkmal an die Verheerung des Krieses ist stehen lassen worden, ein Denkmal jedoch dessen Sinn die Menschen in ihrer Stumpfheit und Versesslichkeit schon jetzt nicht mehr verstehen. Dann bog der Bus nach rechts ab. Den Namen der Strasse und auch des Viertels habe ich vergessen. Die Stimme, die einer hübschen jungen Studentin gehörte, benannte die Namen der bedeutenden Gebäude an denen wir vorbei fuhren. Wir kamen nach Schöneberg und man zeigte uns durch John Kennedy's Rede 1963 berühmt gemachte Rathaus. Dann bog der Bus nach links und überquerte die Friederichstrasse. Das Mädchen machte uns auf Checkpoint Charlie aufmerksam. Dann kamen wir zum Potsdamer Platz, der nach all diesen Jahren noch fast ebenso öde und verwahrlost aussieht, wie wohl kurz nach seiner Zerstörung. Der Bus hielt an der Mauer, wo auf amerikanischer Seite ein kleiner Aussichtsturm gebaut worden war. Seine Treppe, wie auch die Aussichtsfäche selbst war von Besuchern überschwämt, die mit einem Gemisch von Neugier und Entsetzen über die öde Furchtbarkeit der Mauer hinweg in das fremde feinselige Gelände im Jenseits blickten. Oben auf dem Plafond drängten sich die Touristen mit ihren Ferngläsern und photographischen Apparaten. Man stand so zu sagen an einer Aussenecke der Mauer, und bekam deshalb eine gute Übersicht, wenn das Wort "sich" hier überhaupt benutzt werden darf, über die sich bis an den Horizont ausstreckenden Maueranlagen. Im Vordergrund rast die verdoppelte Mauer selbst. Sie besteht aus zwei gleichgrossen, etwa 3 1/2 Meter hohen Betonwänden und dazwischen ein leerer unwirtlicher Streifen noch einmal mit Stacheldraht durchzogen, ein unheimliches Gelände der Entmenslichung. Nicht unweit sind die Wachtürme zu sehen, von denen aus die Soldaten, ihre Gewehre waren nicht zu sehen, die Strecke patrouillieren. Es gab wirklich ein Gefühl des

Umzinseltseins. Als ob ein Gefängnis gebaut worden wäre, wo bei den Russen die Ironie ganz sicherlich entsanden ist, dass die Westberliner, welche sie mit ihrer Mauer einfangen wollten, die freien Menschen sind, und dass, in der Tat, sie sich am Ende nur selbst einmauert haben. So dass es tatsächlich umgekehrt ausgefallen ist, dass die Ostberliner hinter der Mauer eingesperrt wurden, jenseits der Mauer sah man dann die Regierungsgebäude des Dritten Reiches, die Wilhelmstrasse und den Dom. Und wie komisch auch, dass die Westberliner aus der Mauer noch dazu eine Touristenattraktion gemacht hatten, und das Furchtbare das es darstellte als Gelesenheit zum Wettbewerb um das Geld der Touristen. Und tatsächlich sah es hier zwei oder drei kleine Geschäfte, die den Besuchern Postkarten, photographische Filme, und kleine Andenken verkauften. Karl-Heinz kaufte da einen aus Holz gesästen Berliner Bären, den er uns als Andenken an diesen unseren Besuch zum Geschenk machte. Überall blitzten die photographischen Apparate, und auch wir nahmen an dieser Dokumentierung des Verwerflichen teil.

Nach fünfzehn minutigem Aufenthalt fuhren wir weiter. Links lag die neue Staatsbibliothek, rechts die neue, verzerrt moderne Philharmonie. Die Fahrt ging dann durch den Tiersgarten zu jener Allee die einstmals Unter den Linden geheissen hatte. Sie ist von den West-Berlinern als die Strasse des 17. Juni umgetauft. Da steht in dem englischen Sektor ein russisches Ehrendenkmal, von zwei russischen Soldaten, wie von Wachsfiguren bewacht. Dieser Teil der Allee ist aber von den Engländern abgesperrt, angeblich aus Bedenken, dass die Berliner Bevölkerung vor dem russischen Denkmal Unruhen stiften möchte. Nur die Tourbusse werden eingelassen, wiederum nur bis zur Mauer, hinter der, jenseits des Todesstreifens, das Brandenburger Tor, ein jämmerliches Erinnerungszeichen versankener Macht, aufraste. Der Autobus hielt hier nicht an, sondern fuhr weiter zum Reichstagsgebäude, in dessen Hof ein grosser Parkplatz für Touristenbusse angelegt worden war. Offensichtlich hatten es die Autobusgesellschaften unter sich vereinbart, wer wo die Pause machte, wir konnten die Teilnehmer an anderen Rundfahrten beobachten, wie sie um das Reichstagsgebäude herum, und in es hinein gingen, wir aber fuhren ohne Gelesenheit zum Aussteigen unter den wohlklingenden Erklärungen unserer Begleiterin die Strasse des 17. Juni wieder zurück.

Der Tiersgarten, so erzählte sie uns, war während der Blockade zu Brennholz abgeschlagen worden. Das waren nun 32 Jahre her, und was nun wiederewachsen ist, sind noch keine hohen Bäume, wie ich mir vorgestellt hatte, sondern ein engewachsenes Dickicht mit Gestrüpp durchwachsen, vielerorts undurchdringlich, eher vergleichbar mit unseren amerikanischen Wäldern als mit dem was man sich unter einem deutschen Garten vorstellt. In Lichtungen, waren Picnicplätze eingerichtet. Sonst sah es mehr wie ein Wildnisschutzgebiet denn als ein

Stadtspark aus.

Das Olympiastadion war die nächste Station. Hier wurden wir aus unserer luxuriösen Autobushaft wieder befreit, und schlenderten je der Stimmung entsprechend an den grossen monumentalen neu-klassischen Bau, der einen viel grösseren ästhetischen Eindruck auf mich machte, als ich mir hätte vorstellen können. Ich besinne mich noch wie es 1935 als ich als Kind in Berlin war, gebaut wurde. Hier hielt unser Autobus das zweite mal an, und wir hatten Gelegenheit durch die Kolonaden des Stadions, die grünen tatsächlich noch in der Gegenwart benutzten Spielfelder zu überblicken. Ein wunderbar neuklassischer Bau.

Dann fuhren wir an einem unsässbar hässlichen, und anscheinlich auch unsässbar teureren Internationalem Congress Centrum vorbei, welches in Berlin gebaut worden war, um den Fremdenverkehr zu fördern. Man berichtete mit wieviel Millionen Mark die Unsetüm gebaut worden war, und wieviel teurer es geworden war, als man vorausgesehen hatte. Dann fuhren wir wieder am Halensee vorbei. Unsere Tourbesleiterin bestätigte, was schon Karl-Heinz im Auto uns berichtet hatte, dass hier, in mitten der Gross-stadt, die sogenannte Freikultur in der Mittagsstunde aufs üppigste blüht, von zahlreichen Angestellten der Berliner Büraus betrieben. Zurück dann in den Kurfürstendamm, zu unserem Ausgangspunkt wo wir unsere Rundreise beendeten.

Nun begleiteten uns Karl-Heinz, Inse, Onkel Hans und Tante Grete in das Restaurant Kopenhagen, in dessen Hof sie einisse Stunden zuvor die beiden Autos abgestellt hatten. Es ergab sich, dass der Inhaber des Kopenhagen ein Geschäftsfreund und Mitbeteilister Karl-Heinzens ist, mit dem er schon des öfteren gebaut hatte, und dass Karl-Heinz hier nicht selten mit Bank- und Resierungsbeamten, bei Verhandlungen zum Mittag speiste, wenn er mit ihnen Geschäfte abzuwickeln hatte. Die Kunden, andererseits fand er wäre es besser in diesem Stile nicht zu bewirten.

Es ist ein aussesprochen elegantes Lokal, und ich wäste nicht zu säsen, wie ungewohnt mir die luxuriöse Bewirtung war. Ich hatte den glücklichen Einfall, das Essen von Karl-Heinz für mich aussuchen zu lassen, eine dirigierende Tätiskeit, die ihm offenbar Freude machte, und eine Absäbe die mich gewissermassen vor der Blamäse bewahrte, die sonst durch meine ununterdrückbare Spärsämkeit entstanden wäre. Er bestellte für uns alle eine Hummersuppe. Tante Grete wollte nur Röhrei essen. Ich dachte auch an ihre kleine bescheidene Köche in der Spanischen Allee. Ich war von der würdevollen Einfachheit von Onkel Hans und Tante Grete empfindlich beeindruckt, und es sind mir durch den Sinn, wie schwer sie ihr Leben lang für solch einen Luxus hätten arbeiten müssen, den sie sich selbst wohl nie erlaubt hätten. In ihrer Einfachheit schien es, als ob sie sich von einem erhabeneren und

edleren Standpunkt herabliessen, diese Mahlzeit mit uns zu teilen, und sie dadurch menschenwürdig zu machen. Da sassen sie nun, bei Jedes Neides, frei von aller Kritik und essensstat der eleganteren Feinkost, als sei das das selbstverständlichste, nichts als Röhrei.

Karl-Heinz bestellte nun für mich einen gerösteten Lachs, der zwar sehr gut schmeckte, bei weitem mehr Greten enthielt als ich sonst Geduld habe auszuklaubern, und von denen ich in nicht übermässig eleganter Weise, mir eine nach der anderen aus dem Munde entfernen musste. Meine Unbeholfenheit beim Fischessen war vielleicht das beredste Zeugnis für meine mangelnde Erfahrung mit der Haute Cuisine. Zum Lachs gab es einen grünen Salat und eine gedämpfte Kartoffel. Das Essen war so reichhaltig, das ich Nachtisch mir nicht mehr erlauben konnte.

Ein Junger blonder hochaufgeschossener Kellner bediente uns, der sehr selbstsicher, unauffällig und freundlicher Weise seines Amtes schaltete und bediente, und mir schien es als betrachte er uns wie Kinder, denen es erlaubt ist ihre Extravaganzen zu statten. Von einem Standpunkt leicht lächelnder gut-mütiger Überlesenheit, überliess er uns unserer Dummheit und Narretei. Obriens war das Restaurant sehr spärlich besetzt. Die meisten Gäste sassen auf einer eingesetzten Veranda welche auf den breiten Bürgersteig des Kurfürstendamms selbst hinausraste. Unser Diner aber war im Restaurantinneren vorgesehen, in einem kleinen Speisezimmer mit nur sieben oder acht kleinen Tischen, von denen uns der grösste zugewiesen worden war. Die anderen Tische standen sorgfältig gedeckt und leer. Wir waren in unserem Saal die einzigen Gäste. Karl-Heinz erklärte, dass wir alle selbstverständlich seine Gäste sein würde. Es ist mir eben-solieb, die Rechnung garnicht gesehen zu haben.

Nach beendetem Mittasessen fuhren Margaret, Inse und Tante Grete zum Einkaufen, während Klemens, Karl-Heinz, Onkel Hans und ich das Büro der Firma Krummwiede G.M.B.H. besuchten, denn ich hatte Karl-Heinz gebeten es uns zu zeisen, nicht um ihm mit meinem Interesse zu schmeicheln, sondern weil ich wirklich wissen wollte, wie ein derartiger Betrieb gegründet und verwaltet wird, und um, so fern meine Kenntnisse reichen, mir auch dadurch Einsicht in die Unterschiedlichkeit der deutschen und amerikanischen Geschäftswelten zu verschaffen.

Wieder fuhren wir im blauen Mercedes 500, obsleich das Geschäft nicht weit vom Restaurant gesehen war. Wieder hatte Karl-Heinz im Hof seinen privaten Parkplatz, der neben zwei anderen seiner Firma zubestimmt ist. Eine unscheinbare Hintertür, an dessen Rahmen jedoch das Namenschild der Firma angebracht war, bot uns den Eintritt. Ein kleiner Fahrstuhl, kaum geräumig genug für vier Personen, trug uns in den dritten Stock, auf einen Flur der unmittelbar in eine Zimmer-

flucht mündete welche ich als die Geschäftsräume der Firma Krummwiede erkannte. Dort, von einem kleinen Korridor aus, eröffnete Karl-Heinz die Tür zu einer geräumigen Suite von etwa sechs Zimmern. Es war Sonnabend und das Büro war geschlossen, keine Angestellten, die man heutzutage Mitarbeiter nennt, waren zur Stelle.

An den Wänden eines kleinen Warteraums, der zu den anderen Zimmern den Zugang bot, hingen Farbphotografien verschiedener Gebäude, die von der Firma erbaut worden waren. Sie lieferten ein angenehmes Gesprächsthema und eine gedrängte Geschichte der Firma. Der geräumigen Arbeitszimmern enthielt ein jedes ein breites Reissbrett, einen Schreibtisch, und Bötte auf denen Akten in denselben einlegbaren Kladden, wie ich sie von in meines Vaters Sprechzimmer in Erinnerung habe, deren geheimnisvoller Inhalt mir in meiner Kindheit hohen Respekt, ich möchte nicht sagen Ehrfurcht, einflösst hatte. Karl-Heinz nahm eine dieser Kladden vom Bort und öffnete sie um mir die Einzelheiten der Planung eines Hauses vorzuzeigen, denn ich wollte Einsicht gewinnen in die mannigfaltigen Berechnungen, die zum Bau eines Hauses in Deutschland von Nöten sind.

Karl-Heinz wollte uns auch seine Computeranlage zeigen, doch gelang es ihm nicht das grosse wandhohe Tresor, in dem die Computerakten aufbewahrt wurden, aufzuschliessen. Aber dabei erwies sich eine gewisse Unbeholfenheit, indem es ihm noch nicht einmal gelang das schwere Safe in dem die magnetischen Bänder aufbewahrt wurden, zu öffnen, so dass er die Maschine nicht einmal anschalten konnte, und uns nichts übrig blieb als uns nur über die Wirksamkeit der modernen Technologie zu unterhalten. Er erwähnte dass sich in seinem Betrieb jedenfalls der Computer noch nicht bezahlt gemacht habe, dass er aber hoffe, dies würde in den nächsten Monaten der Fall werden. Wir sprachen über die Möglichkeiten der Erweiterung, des Gebrauchs der Geräte, zum Beispiel, Zeichnungen zu speichern und zu analysieren. So kam er auf seinen von Minolta hergestellten Verfielfältiger zu sprechen, und der, als er ihn uns zeigte, funktionierte fehlerfrei. Karl-Heinz machte es offensichtlich Freude ihn uns vorzuführen. Als wir mit unserer Besichtigung fertig waren, schloss Karl-Heinz vorsichtig alle Türen ab, und wir fuhren, wieder im 190 Kilometertempo, über die Avus zurück nach Nikolassee.

Wir machten einen Umweg über Wannsee, denn Onkel Hans wollte uns eine Enclave zeigen, wo etwa acht oder zehn Häuser von der Mauer eingeschlossen waren und nur durch einen engen Korridor mit West-Berlin verbunden, eine Chaussee, welche wiederum an beiden Seiten von der Mauer abgegrenzt war, so dass man sie nur erreichen konnte wie über einem Damm auf eine Halbinsel. Dies erledigt, fuhren wir zurück durch Wannsee und über Drei-Linden in die Teutonenstrasse, wo Inse ihre zwei Töchter und den Mann der Jüngeren, Birsit, zum Tee eingeladen hatte. Der Junge Mann, welcher mir nur unter dem

Namen Reinhardt vorgestellt wurde, ein Student des Steuerwesens, der sich seine Studiunkosten durch Taxifahren erwirbt. Der unterhielt sich mit mir mit Interesse über die Probleme der Sozialisierung der medizinischen Praxis, und ich erzählte dann auch etwas mehr von mir und meiner Arbeit, von meiner einstweiligen Tätigkeit auf Nantucket, von meinem Prozess gegen das Krankenhaus, und über die Beschränkung welche ich meiner Praxis durch meine Abweisung gegen das übermässige Operieren auferlegte. Er folgte meinen Ausführungen mit dem schnellfertigen Urteil der Jugend, welches eher einen guten als einen schlechten Eindruck auf mich machte. Die Jungen Leute mussten bald wieder fort, Karl-Heinz und Inse wollten uns ihr Schwimmbad im Keller zeigen, und ihren erweiterten Garten, den sie ihren Wald nennen. Es ist ein kleiner, von hohen Bäumen beschatteter Rasen auf dem Karl-Heinz, Klemens und ich gemütlich auf und ab gingen und uns unterhielten, während Onkel Hans und Inse und Margaret dann schon wieder in die Wohnung im dritten Stock zurückgekehrt waren. Karl-Heinz wurde immer zutraulicher. Er erzählte mir von den Mühen und Sorgen seines Geschäfts, von den Mänseln seiner Angestellten oder Mitarbeiter, wie sie jetzt heissen, und bei diesen Erläuterungen kam dann eine gewisse Härte den Mitmenschen gegenüber zum Ausdruck, eine Härte deren ich nicht glaube dass ich fähig wäre. Er gestand, dass er von Zeit zu Zeit verschiedene Angestellte habe fristlos entlassen müssen, aus diesem oder jenem Grunde, und dass ihm jetzt sogar wegen einer Entlassung, ob fristlos oder nicht wurde mir nicht klar, ein Prozess gebracht worden war. Er erklärte dann, wie seine Bautätigkeit durch scheinbar willkürliche Abänderungen amtlicher Bestimmungen beeinträchtigt worden wäre, und dass es so aussähe als ob er in diesem Jahre mehrere hunderttausend Mark an seinem Geschäft verlieren würde. Doch schien schien diese finanziellen Strapazen seine Freisiebigkeit keineswegs zu beeinträchtigen.

Meinerseits erzählte ich ihm von den Grenzen die ich in meiner medizinischen Tätigkeit zu erkennen meinte. Die Erwägungen die ich von Zeit zu Zeit anstellte, mich über diese Grenzen in dieser oder jener Richtung hinauszusetzen, erst mit einem eventuellen Geschäft mit der Computing Software, und dann neuerdings mein Interesse an den Problemen der Haftpflichtversicherung. Dabei war ich mir selbstverständlich bewusst, dass ich dadurch die Gefahr einsing mich durch mein vielleicht unsehböhrliches Selbstvertrauen in seinen Augen lächerlich zu machen, und dass ich mir anmasste über Dinge zu reden und zu urteilen von denen ich doch nur sehr wenig oder gar keine Erfahrung hatte. Doch scheint es mir manchmal nicht unklar zu sein, seine Schwächen blosszulesen, und dem anderen die Möglichkeit zu geben, sich überlesen zu fühlen. Dies tat ich auch indem ich meine Erklärung absab, warum mein Freundeskreis in Amerika wenn man überhaupt von einem solchen reden könnte, ein so beschränkter sei.

Zum Abendessen gibt es ein kaltes Buffet mit Heringsalat, mit rohem und geräuchertem Schinken, und Moselwein, nicht weniger geschmackvoll und appetitlich als all die anderen Mahlzeiten. Während wir essen stellt Onkel Hans den Fernsehapparat an. Ein Programm von Unterhaltungsmusik wird übertragen, erst verwirrend laut, aber dann gedämpft, und die Unterhaltung fließt fort. Mit der Zeit wird Inse etwas aufselockert. Ich vermute, es ist der Wein, der es ihr ansetzt hat. Sie erzählt von merkwürdigen berliner Unterhaltungen, von abartigen Transvestitenshows, die sie und Karl-Heinz von Zeit zu Zeit besuchen, und wohin sie auch zuweilen ihre Geschäftsbekannteten einladen, scheinbar nicht ohne hin und wieder ein gewisses Staunen zu erregen.

Inse erzählt auch von ihrer Schwester Ursula, die sie Uschi nennt, von deren schwierigem Zusammenleben, unverheiratet, mit einem der Trunksucht verfallenen Manne. Von einem früheren Freund hat sie eine schon erwachsene Tochter die eine Krankenschwesterausbildung besonnen dann aber wieder abgebrochen hat, also in Inse's Augen nichts gelernt, die träge ist, und bis Mittag im Bette liest, nur Forderungen stellt, und für die Geschenke welche ihr Inse macht undankbar und unzufrieden ist. Der Versuch durch Geschenke eine Beziehung zu befestigen, meint Inse, sei fehlschlagen, und deshalb hat Inse es aufgegeben weitere Geschenke zu machen. Sie erzählt wie Uschi 25.000 Mark mit der Lotterie gewonnen hat, uns es wird klar, dass nicht nur Uschi Lotterie spielt, sondern Karl-Heinz und Inse, und deren Kinder, bei all ihrem Wohlhaben und all ihrem Geschäftssinn, genauso. Woran ich natürlich keine Kritik übe, aber was mich verwundert, bei der sonst so vernünftigen, rationalen Wirtschaftsführung die Karl-Heinzens beruflichen Erfolg möglich gemacht hat.

Wir saßen noch lange am Tisch. Karl-Heinz schenkte mir ein Glas Mosel nach dem anderen ein, bis der Alkohol mich langsam zur Verwirrung brachte, so dass meine Ausführungen kürzer wurden, und nach und nach den Zusammenhang verloren. Aber als er dann noch eine Flasche russischen Sekt aus der Krim anbot, musste ich mich bedauernd entschuldigen. Er dränste auch nicht. Offensichtlich waren wir zu müde und zu angetrunken uns weiter zu unterhalten. Onkel Hans und Tante Grete mussten nach Hause gebracht werden, und wegen der späten Stunde, erledigte Karl-Heinz dies selber, er wollte nämlich nicht dass Inse allein bei Nacht fuhr. Wir wünschten einander Gute Nacht. Margaret und ich gingen in unsere elegant ausgestattete Dachkammer, ich duschte noch eh ich ins Bett ging, und zum ersten mal wurde mir bewahrt, dass sich meine Halsentzündung ausgedehnt hatte, und dass es mir vielleicht unmöglich sein würde fest zu schlafen. Als ich dann im Bett lag, und den Wind durch die Kiefern streifen hörte, und bei jedem Schluck sich mir der entzündete Rachen zusammenschnürte, da wurde es mir wieder bewusst, wie unmöglich es mir ist Deutscher zu sein, und wie unmöglich auch wiederum es nicht zu sein, dass ich im Irrsinn dieses

Widerspruches leben muss, und in ihm auch sterben werde. Man hat mich gefragt, weshalb ich diese Reise nicht früher ansetzen hätte, und ich habe erklärt, mit einer Offenheit die ans Schamlose grenzt, dass ich immer eine unterdrückte Angst gehabt hätte, die Auswanderung aus Deutschland ein zweites Mal nicht über mich bringen zu können.

Das Krummwiedesche Haus hier ist ein grosses drei Stockwerk hohes Gebäude, aus dunkelrotem Backstein, mit dunkelgrauem Mörtel verkalkt, mit steilem Dach und breiten, weitausladenden Balkons, von denen man durch die Wipfel der hoch aufragenden Bäume die Giebel benachbarter Häuser erblickt.

Ich ging dann ins Bett, schlief aber nur drei ein halb oder vier Stunden, wachte um vier Uhr morgens auf, als es schon zu dämmern begann, und konnte dann nicht wieder schlafen, zog mich also an, und stellte mich hier in dies kleine rotsekkachelte Badezimmer, unter die Dachluke durch die ich einen Blick in Richtung auf den Wannensee habe, und auf die Bäume und Häuser die ihn verdecken. Ich will versuchen das Viele was gestern geschehen ist so gut ich kann noch einmal zu bedenken, zu erwägen und zu beschreiben.

Ich stehe am offenen Fenster. Der Himmel ist leicht bewölkt. Die Sonne ist matt, und die Bäume werfen unbestimmte Schatten an die Wände der von Karl-Heinz bemängelten Sozialbauten. Das sind einfache, praktische, unverputzte Mietshäuser die den seinen an Stil, Geschmack, Einrichtung und Kostbarkeit weit nachstehen. Die Balkons dieses Hauses, die ich zu beschreiben begann, sind mit grossen Kupferplatten bestückt, die, wie Karl-Heinz mir erklärte, in nur wenigen Jahren durch die Oxydierung ihres roten Scheins verlustig gingen, und nun das Haus mit ihrem matten rot-braunen Teint schmücken. Etwa 18 Meter unter mir liest die Teutonenstrasse. Wenn der Wind sich rest, spüre ich eine Fäulnis, die er bringt, die tatsächlich mich an die schwefeligen Ersüsse der Papierfabriken im anderen, kleinen Berlin, New Hampshire erinnert, oder die manchmal von den Papierfabriken nordwestlich Portlands über den Maine Turnpike wehen.

Mein Hals wird scheinbar nicht besser. Ich bin noch ein bisschen müde, und ein bisschen hungrig, obgleich ich gestern viel zu viel gegessen habe, und mir vornehmen muss, dass so bald wir von Tesel abfliegen, mir eine kleine Hungerkur aufzuerlesen, um wieder abzunehmen, was ich hier an Beleidigung gewonnen habe. Überhaupt, wenn wir abgeflogen sind, wird der heutige Tag, und die kommenden Tage, denke ich, ganz anders verlaufen als dieser Besuch in Berlin, dieweil wir uns nunmehr auf nichts anderes als unsere Träume und Erinnerungen einzustellen brauchen.

Ein merkwürdiger und ich hoffe nicht verheissungsvoller Vorfall unseres Besuches hier war, dass Karl-Heinz, der vor-

gestern nachmittags in seinem Büro arbeiten musste, des abends mit schlotternden Knien zurück kam, und beschrieb wie er, als er auf der Avus im 180 Kilometertempo, nur durch Glück und Zufall einem schweren Unfall entkam. Er fuhr nämlich in der gewohnten Geschwindigkeit in der linken Fahrbahn, als ein Jüngst zusefahrener Volkswagen unmittelbar ihm in die Quere fuhr, und dass ein schwerer Zusammenstoß in einer Geschwindigkeitsdifferenz von etwa hundert Kilometerstunden, nur durch ein überkräftiges Anwenden der guten Mercedesbremsen verhütet worden war. Ich hätte gewünscht, dass Karl-Heinz auf Grund dieses Erlebnisses seine gewohnte Geschwindigkeit auf der Autobahn etwas herabgesetzt hätte, aber ich glaube nicht, dass er diese Folgerung aus seiner Erfahrung zog. Also ist zu hoffen, dass ihm sein guter Engel so hinfort beistehen wird, wie bisher. Wir jedenfalls wollen, sofern es möglich ist, die Autobahnen vermeiden, und auf Nebenstrassen wesentlich langsamer, und ich hoffe, wesentlich sicherer fahren.

Wenn ich meinen nächsten Bericht diktieren werde, werden wir, so Gott will, wieder in der Bundesrepublik sein, werden unseren Wagen gemietet haben, und werden vielleicht sogar schon irgendwo in Nordhessen eine Unterkunft gefunden haben.

Hier in Eltville am Rhein wurde heute ein Rotweinfest besungen, aber wir sind zu spät gekommen um an ihm teilzunehmen. Die Tische und Stühle welche auf der Rheinterrasse aufgestellt waren, werden von zwei jungen Männern in einem kleinen Lastwagen verstaut. Während wir zuschauen und mit Bewunderung den mächtigen Rhein mit den Augen messen, die erste Besingung für uns alle drei, verwandelt man den Platz der augenscheinlich noch vor kurzem der Feier und Festlichkeit gedient hatte, wieder in die Rheinufer Promenade des Alltags. Der Rhein ist von dem überstarken Regen der letzten Tage und Wochen angeschwollen, und seine schmutzigen braunen Wellen rollen und plätschern und reißen sich wie im Wettbewerb gegenseitig und miteinander stromabwärts. Den Himmel verdeckt eine hohe Schicht grauer Wolken.

Verschiedene alte Bauten stehen hier am Rheinufer. Der Sebastiansturm, ein Teil der Stadtmauer von 1332 eine Ruine aus grauen Steinen, verfallen. Sie ruft mir Hölderlins schicksalskundige Burs in den Sinn. Das Martinstort, Bestandteil der auf das 14. Jahrhundert zurückreichenden Ringmauer, das südliche Haupttor des mittelalterlichen Eltville am Rhein, das am 23.8.1332 von Kaiser Ludwig der Baiern, die Stadtrechte erhielt. Daneben steht die kurfürstliche Burs der Erzbischöfe von Mainz, nach 1329 erbaut, Palast 1635 zerstört, Ostflügel von 1682, Wohnturm 14. Jahrhundert erhalten.

Im Weinsut Klöver dann, erbaut 1620, in einem Garten, unter hohen Bäumen, es konnten Linden gewesen sein, setzten wir uns zu unserem ersten Glase Wein.

Wir sind in Assmannshausen und es ist mitten in der Nacht und dunkel. Gewitter sind durch das Rheintal gezogen, Blitze erhellen die Nacht, das saubere kleine Zimmer, wo wir zu schlafen versuchen, und die Donner widerhallen von den steilen Ufern wie mächtiges Brüllen der empörten Natur, ein sisantischer Schall von einem Weinberg zum anderen hin und her geworfen. Jetzt ist es still. Von der Bundesstrasse 42, hört man das geschäftige Summen eines Lastwagens. Das Eisenbahnselände liegt nur wenige Meter vor unserer Pension. Ein Güterzug fährt vorbei, aber wie durch unser Zimmer. Ein furchtbares Tosen, ein Donnern und Sausen, ein von Menschen aufgeweichteter Sturm. Dann wieder Stille. Auch am entlegenen Ufer des Rheins fahren die Züge, da fast ununterbrochen, so scheint es die Nacht hindurch, regelmässig, wie das Tonwerk einer besonderen Uhr, aber ihr Schall dringt hierher nur wie ein mattes, und eigentlich nicht unmusikalisches Dröhnen. Von entlegenen Rheinufer weht regelmässiges helles Dröhnen der Schnellzüge durch die schlafende kleine Stadt.

Der elektrische Strom hat versast. Es gibt kein Licht. Auch die Wasserversorgung funktioniert nicht. Im Dunkel habe ich die unbekanntenen Möbel des Zimmers abgetastet, bis ich das Bandgerät, das mir zum Schreibzeug dient, fand. Die Taschenlampe konnte ich doch nicht finden. Dann musste ich warten, bis Margarete erwachte, die mir die Taschenlampe gab. Nun habe ich sie. Ich habe meinen Bademantel angezogen, und sitze, wo sonst, als auf der Toilette, geschlossen ist sie zwar, während der morgen langsam draut und die einzelnen Gegenstände in diesem Badezimmer ihre Form wiedererlangen.

Ich war krank gewesen diese Nacht. Ich hatte vorgestern schon eine Halsentzündung, sie wurde schlimmer, und die zwei grossen Gläser Weissweins und das Schinkenbrot mit dem ich sie zu behandeln versuchte, haben jegliche Wirkung versast. Der Puls schlug mir stark und schnell, wie auf Wanderungen, wenn ich Berge bestiegen habe. Und ich muss Fieber gehabt haben, aber dann mit dem Sturme, verfloss auch mein Fieber, ich schwitzte ein bisschen, wie in Kindertagen, der Rachen klärte sich, und tut nun nicht mehr so weh, so dass wenn ich ganz langsam spreche, ich schon wieder meine Gedanken diktieren kann, und ich habe deren viele.

Der Abschied gestern am Teseler Flusshafen, mit Onkel Hans und Tante Grete, mit Inge und ihrem Mann Karl-Heinz, erst jetzt fällt mir auf, wie es eine Wiederholung jener mir unvergesslichen Szene am Kolumbus-Kai in Bremerhaven vor fünfundsiebenzig Jahren. Onkel Hans und Tante Grete waren da ja auch zugegen gewesen. Bei ihrem hohen Alter, muss ich mich natürlich fragen, ob ich sie jemals wiedersehen werde, und es ist möglich, und wahrscheinlich, dass die Natur die entsöltige Trennung herbeiführt, was die Nazis verfehlten. Karl-Heinz war im 90 Kilometertempo gefahren, eine rührende Rücksicht auf meine Sicherheitsbedenken. Ich hatte ihm

nämlich gesast, nicht in meinem Interesse, nicht weil ich Angst hätte, vor dieser einen Fahrt, aber weil ich fürchtete, dass ihm und Inse bei diesem schnellen Fahren ein Unheil geschehen möchte, und irsendwie glaube ich, dass er meine wirkliche Besorgtheit gesast hat. Wir sprachen dann noch von Ursula, die telefonisch anrief um mit mir zu sprechen, denn sie war sehr krank gewesen, hatte angeblich ein Ohrenleiden, weswegen sie sich wiederholten Punktierungen des Trommelfells unterzogen hatten, was aber die Krankheit nicht zu lindern schien. Mir fiel auf, wie einwandfrei unser Verständnis am Telefon war, und ich konnte mir nicht vorstellen, dass das bei so schlechtem Gehör möglich wäre. Inse bestätigte auch dann meine Vermutung, auch etwas anderes, eine seelische Verstörtheit, möglicherweise mit im Spiel sei, und weil sie mich so gern sprechen wollte, versprach ich sie demnächst bei unserem Besuch in Braunschweig aufzusuchen.

Zum ersten mal auf dieser Reise hatte ich dann mit den Schutzleuten am Flughafen in Berlin Ärger. Sie verlangten, dass die vielen Rollen Film, die wir mit uns trugen durchleuchtet werden sollten, ob sie nicht doch Dynamit enthielten, nehme ich an. Ich konnte nicht umhin an die Szene aus Heines Wintermärchen zu erinnern, wo eine beschreibt wie die preussischen Douaniers seinen Koffer visitierten. Es gibt doch manche Eigenschaften, die so tief im Volkswesen liegen, dass sie immer wiederkehren.

Es ist bezeichnend, für die seelische Verfassung der Bevölkerung, dass ihre Lebensangst sich in Schrecken vor den möglichen Gewalttaten einzelner Menschen ausdrückt. Vor den Gewaltdrohungen der Russen, vor den atomaren Raketen, vor ihren eisernen Gewalttaten, und vor den Gewalttaten ihrer Resierung und derer Verbündeten, fühlen sie keinen Schrecken. Karl-Heinz, zum Beispiel, hatte uns von dem Einbruchversuch in ihrer Wohnung ausführlich und wiederholt erzählt. Ein Einbrecher war auf ihren Balkon geklettert, wart aber durch irsendeinen unbekanntem Zufall abgeschreckt worden. Das war so gekommen. Karl-Heinz hatte sich dann einen Tresor, was wir ein "safe" nennen, in seinem Schlafzimmer einbauen lassen. Er hatte vorher die Redlichkeit der Firma, von der er diesen Tresor kaufen würde, erforscht, und doch hatte ihn der Gedanken beängstigt, dass die Gangster aus Charlottenburg, wie er sie nannte, den Einbau dieses Tresors registrieren würden. "Pass auf," hatte er zu Inse gesast, "In ein paar Monaten haben wir Besuch." Und so kam es dann auch. Der Besuch wurde in diesem Falle nicht empfangen. Aber Karl-Heinz liess danach für fünfzig tausend Mark, so hat er es mir gesast, eine elektronische Sicherheitsanlage einbauen lassen, die das Zerbrechen irsendeiner Fenscherscheibe, das Aufbrechen irsendeiner Tür mit Sirenenseheul verkünden würde, und welche schon draussen auf dem Balkon, durch die Unterbrechung eines infra-roten Strahles die Anwesenheit eines Einbrechers sozusagen voranmeldet, in diesem Falle nicht durch

auffälligen Lärm, sondern durch einen diskreten automatischen Telefonanruf bei der Polizei. Innen im Hause, hatte er dann Stahl Türen einbauen lassen, so dass man, zum Beispiel um vom Flur ins Schlafzimmer zu kommen, eine massive Tür erst aufschwingen musste. Sie erinnerte mich an jene Verschlüsse, welche die Teile eines Schiffes in wasserdichte Räume voneinander abtrennen. In diese Schlafzimmer-Tür war nun noch ein Fenster aus schuss-sicherem Glass eingebaut, so dass man dem Feind, vor seinen Schüssen gesichert, ins Auge sehen konnte. Er hatte auch eine Atrappen-Telefonleitung ziehen lassen, weil, wie er mir erklärte, die Einbrecher als erstes die Telefonverbindung zu unterbrechen versuchen, um dadurch ihre Opfer von der Aussenwelt zu isolieren. So dass der Einbrecher, in seinem Versuch, die Telefonverbindung zu zerschneiden, fehlschlagen würde. Ich fand dieses Schlafzimmer, in dem Karl-Heinz und Inge sich dann wie in ein Bunker zurückziehen wollten, es war für keine Möglichkeit zu entkommen, zu entfliehen, vorgesehen, so wie ich es mir immer hätte anlesen wollen hatte. Man würde hier an Ort und Stelle sich und seinen Besitz verteidigen, bis ans Ende, wie es auch aus-sehen möchte. Ein interessanter psychologischer Unterschied. Verständlich, insofern ihnen an Besitz, an Teppichen, and Kostbarkeiten, offenbar viel mehr liegt, als mir, und sie sich durch Flucht nicht davon trennen wollten.

Inges und Karl-Heinzens Beziehung zu Onkel Hans und Tante Grete war offensichtlich von rührender Güte. Sie erzählten von Onkel Hansens Fimmel von Pünktlichkeit, und erzählten, wie Onkel Hans schon an seinem Geburtstag, dem 28. Mai, schon um 6 Uhr aufgestanden war, um zu üben ob er Zeit genug hätte zum Flughafen zu kommen um uns abzuholen. Sie mokierten sich nicht darüber. Sie erzählten es mit Liebe und Verständnis. Was nun mich anlangt, so muss ich gestehen, dass Onkel Hansens offensichtliche väterliche Liebe zu mir etwas bedrückendes für mich hat, weil ich sie nie in dieser Intensität erwidern konnte, oder auch heute noch erwidern könnte. Gewiss hat es damit zu tun, dass er selbst keine Kinder hat, und dass er besonders durch meine langjährige Abwesenheit so manches über mich und meinen Charakter und meiner Beziehung zu ihm hinzusedichtet hat, das keinen tatsächlichen Bestand hat, geistig, wenn ich das Wort so anwenden kann, und ästhetisch im Geschmack, und im Denken verbinden und ja nur die allerwenigsten Dinge, so war es für mich einer der schwierigsten Augenblicke, bei meinem Besuch in Berlin, wo er den Fernsehapparat auf ein banales Unterhaltungsprogramm einstellte, mit billiger, leerer, lauter Musik, die nichts sagte, oder ein Kriminaldrama, das mich mit seinem sekundierten (contrived) Drama änsstigte, wie die Märchen in der Kindheit. Ich muss es vorsichtig und in aller Demut ausdrücken, aber sich lieben lassen, wo man die Liebe nicht erwidern kann, ist vielleicht eine der grössten Aufgaben, und potentiell der tragischsten, welche das Menschenschicksal bietet.

Es ist fünf Uhr morgens, es regnet noch, und ich laufe so im Regen hier am Rheinufer entlang, und hoffe, dass mein Tonbandgerät nicht durch die Nässe ruiniert wird. Am fernen Rheinufer, fahren die Züge, mit hell erleuchteten Fenstern, schnell, anscheinend mühelos, mit sedämeftem Brausen, durch den frühen Morgen. Eine grosser Rheinkahn, schwergeladen, womit wohl, eilt stromabwärts, von den angeschwellenen, reissenden Wellen noch schneller getrieben. Nebel hängt tief über dem Taunus und verkappt seine Gipfel. Die grünen Linien der Rebstöcke laufen, wie vom Lineal auf des Zeichner's Reissbrett entworfen, bergaufwärts und verschwinden im Nebel. Vorsichtis anseleste Mauern stützen die steilen Hänge. A framework of stone retaining wall supports the steep hill-sides. Their rough hewn stone resembles that of the ancient castles and moats.

Hier an der Landungsbrücke liest ein etwa 40 Meter langer Rheindampfer mit dem merkwürdigen Namen, Mr. Cornelius W. Kloess. Er, der Rheindampfer, war schon gestern hier und junge Leute verschiedensten Aussehens stiegen ein und aus. Die Telefonzelle, von wo ich gestern abend Mutti und Papa antelefoniert habe, ist geschützt vor dem Regen. Hier kann ich unauffällig ein paar Minuten diktieren, und man denkt sich nichts dabei, denn dass man des längereren hier allein redet, wird ja erwartet. Man wird kaum unterscheiden können, welchem elektronischen Gerät meine Worte selten.

Der Fluss gestern von Berlin nach Frankfurt, der Ärger mit dem Sicherheitspersonal wegen des Films, der am Ende doch geröntet wurde, so dass wir nicht wissen, ob aus den Bildern etwas wird. Dann war das Flusszeug, im Gegensatz zu unserem Hinflusse nach Berlin, mit jungen ungeschlachten etwas lauten Menschen beladen, die sich während des Flusses, noch über das Geräusch der Dösen hinweg, ihre Einfälle auf unbefangenste Weise zuriefen.

Hier ist die Krone, das Gasthaus wo, wenn ich nicht irre, Mutti und Papa übernachtet und ihren Wein getrunken haben. Aus den üblichen Gründen wiederstrebt mir der Luxus.

Im Flusszeug wurde ich aufmerksam auf die Reklame, die in der von der Flussgesellschaft, Pan-Am in diesem Falle, herausgegebenen Zeitschrift, für die Prostitution, die, wenn ich es richtig lese, in Berlin besonders in der Kant Strasse und in der Martin Luther Strasse am lebhaftesten betrieben wird.

Hier in der Krone, gibt es einen Notfall. Ein junger Mann, so scheint es, hat Nasenbluten, jedenfalls kommt ein Roter Kreuz Wagen angefahren. Zwei weiss uniformierte freundlich aussehende junge Männer steigen aus, besprechen sich im Regen auf dem Bürgersteig dann steigt der Patient mit ihnen ein, und alle drei fahren, ohne Sirenen oder Rotlicht zu beanspruchen, ich denke zu jedwedem Arzt der heute früh morgens Dienst hat.

Es hat wieder stärker angefangen zu regnen, und ich bin in eine überdachte Einfahrt in der Niederwaldstrasse getreten, um trocken zu bleiben. Ich denke zurück an die Junge Frau im Gasthof zur Linde, die uns gestern abend den Wein einschenkte. Sie war wohl eine Erbin der Tradition der Wirtstöchtern, die den Wein einschenken, die den Wanderer schon seit Urzeiten bezaubert haben, und deren Lob und Liebe in so manchem Trink- und Studentenlied gefeiert wird. Ich sah sie noch mit denselben Augen, schön und friedlich und freundlich, anspruchslos dienend, lieblich und liebenswürdig im eigentlichen Sinne, und ich weiss sofort, dass der Blick mit dem ich sie sehe von den Frauenrechtlern nicht gebilligt würde. Ich sah sie dann auch in ihrer Jugend, in ihrer Jugendlichkeit, mit den Augen des alternden Mannes, und mir wurde klar, dass sie, als ich zum letzten Mal in Deutschland war, noch lange nicht geboren waren, und dass ihr Erlebnis, ihr Wissen von der bösen alten Zeit nur ein umständliches, historisches, gelerntes, nicht selbst erfahrenes ist. Ich sah sie an, mit ihren blauen Augen, die ungeschminkten Züge, die Einfachheit und Selbstverständlichkeit des Betragens mit dem sie uns den Wein und das Brot auf den Tisch stellte, und ihrem lichten Haar, das um ihren Kopf gewunden war, und da wurde es mir klar, dass es kein menschlicher Freispruch würde, sondern die Sühne der Zeit, die Deutschland für das, was es getan hat vergeben hat, und immer aufs neue vergeben wird, so wie Neues wächst und wie neues Menschsein gedeiht, wie die schönen Reben am Hang der Weinberge, auch wie die Menschen durch Menschenhand gepflanzt, denn keiner von uns, der das Furchtbare erlebt hat, ob als Verfolgter oder als Verfolger, kann jemals davon wieder frei und rein werden. Diese Freiheit und Reinheit ist nur für jüngeres Leben verwahrt. Aber neue Menschenschuld wälzt sich heran. Der Mensch kann dem Bösen nur entsehen, in der Hoffnung, in der Erwartung des Besseren, denn entsetzlicher kommt es, als er es vorausgesehen. Der alte Fluch wiederholt sich, von Geschlecht zu Geschlecht, aber auch das ist im Recht.

Form 14/112

Sie sehen es nicht, dass jener, der Schauspieler, der geschminkt, mit dem gefärbten Haar, wie kein anderer unserer Zeit, das Böse verkörpert. Und die Kinder folgen ihm, wie einst in Hameln in ihren Tod.

Hier ist der Bahnhof Assmannshausen. Es ist zehn Minuten vor Sechs. Ein Personenzug aus dem Norden ist eingelaufen. Sieben Leute auf dem Bahnsteig haben auf ihn gewartet. Der Schaffner öffnet die Türen und stellt sich auf den Bahnsteig. Die Sieben steigen nun ein. Sie müssen zur Arbeit. Der Schaffner pfeift, er schwingt seinen Arm zum Abfahrtszeichen, und der Zug setzt sich in Bewegung. Ich frage mich ob nach Wiesbaden, nach Mainz oder Frankfurt. Ich wäre gern mitgefahren.

12
11
10

Sie meinen, dass sie sicher wären, wenn nur jeder Terrorist hinter Schloss und Riesel verwahrt wäre. Und ihre

6
5
4

Gerichte verfahren unseziemend hart mit denen, die sie ergreifen, die der Zeit nicht Schritt halten. Sie sehen nicht, dass der Terror in ihnen selber ist, dass sie ihn jeden Tag täglich aufs Neue aus sich selber züchten, und wollen nicht lernen, dass sie dem Terror nur dadurch entgehen können, dass sie ihn aus sich selbst entfernen, denn sie erkennen den Verführer nicht, wie sie ihn noch nie erkannt haben. So sind sie ihrer Eltern Kinder. Aber auch das muss verstanden werden, wie und warum die Menschen sich so leicht verführen lassen und warum sie dieser Verführung nicht entgehen können. Es ist die Sicherheit, die Geborsenheit, die sie suchen, wie dereinst von Adolf Hitler und seinem Rassenkampf, so jetzt von Ronald Reagan und seinem wahnsinnigen Kreuzzug gegen die Russen.

Im Dom zu Speyer, am 4. Juni 1984.

Heute morgen fuhren wir rheinabwärts von Assmannshausen. In Lorch besichtigten wir die wunderbare gotische Kirche, gingen durch die alten Strassen und bewunderten das schicke Rathaus. An der Rheinstrasse steht eine imposante Renaissance Fassade, einem alten schiefen romanischen Gebäude vorgebaut. Ich weiss nicht mehr wozu dies Gebäude diente, aber es war offensichtlich aus dem 11. oder 12. Jahrhundert, dann in der Renaissance Zeit es, so viel man sehen konnte, nur zum Schmuck, eine stattliche Front hinzusefügt.

Weiter rheinabwärts kommt man nach Kaub, wo in Stromes Mitte eine märchenhafte Burg gebaut ist, auf einer schmalen Insel, von den dunklen treibenden Wellen des Flusses umspült. Die Strasse läuft weiter, dicht am Ufer, am Loreleifelsen vorbei. Ich überliess Klemens das Steuer und blickte hinauf, aber sie liess sich nicht sehen. In St. Goarshausen regnete es stark und der Rhein rauschte wilder denn je. In einer kleinen, modernen, eigentlich recht schässigen Überdachung am Rheinufer assen wir Kuchen und tranken Tee, und blickten auf den Rhein, zum Loreleifelsen hinauf, und beobachteten die grossen Kähne welche sich unbehindert über die gefährliche Stelle hinwegbewegten und doch keines der Lorelei zum Opfer fiel. Als wir Kuchen und Tee verzehrt hatten, fuhren wir weiter in Richtung Koblenz. Es regnete fortwährend und vom Wandern durch Städte und Weinberge konnte nicht die Rede sein. Ein schnelles Studium der Autokarte belehrte uns, dass wir über die Autobahn westlich des Rheins, durch den Hunsrück, in einer knappen Stunde nach Speyer fahren könnten. Und dazu entschieden wir uns auch.

Erst fuhren wir die Bundesstrasse 42, am rechten Rheinufer entlang, über Braubach nach Lahnstein. Dort überquerten wir den Rhein, und lenkten nach Süden auf die Autobahn 61. In wenigen Minuten waren die breiten Wälder des Hunsrücks hinter uns, an Getreidefeldern vorbei, auch ebenen Weinplantagen, zwischen entfernten Dörfern und über luftige Talbrücken schlängelte sich die Autobahn in breiten ländlichen

Kurven. Mainz und seinen Dom waren am linken Horizont zu erkennen. Als wir nach Bornheim kamen, schien schon wieder die Sonne. Kurz danach verliessen wir die Autobahn und bogen ab nach Speyer.

Im Garten des Domes in Speyer steht eine wunderbare Darstellung der Gefangennahme Jesu in Gethsemane. Man sieht den betenden Christus von seinen schlafenden Jüngern umgeben, während in einer Spirale den Häsel umzinselnd, die listigen und herzlosen Knechte der Pharisäer den Oberrand besteigen um ihn gefangen zu nehmen. Es ist ein Renaissance-Werk. Die Gestalten sind überaus wirklichkeitstreu dargestellt, und verglichen mit den symbolisch belasteten Darstellungen mittelalterlicher Kunst, kaum stilisiert, als hätte der Künstler die alles mit eigenen Augen beobachtet. Ein Realismus den man vielleicht auch als Verdienst der Reformation anerkennen muss.

Die Gedächtniskirche in Speyer wurde 1893 bis 1904 in grossartigem hochgotischem Stile erbaut. Die Kirche hat bemerkenswerte Backsteineinlagen in den hohen spitzen Gewölben. Sie hat nur einen Mansel. Sie ist nicht echt. Man baute sie, vielleicht aus Sehnsucht an das Mittelalter zwischen 1893 und 1904, "als Erinnerung an die Protestation der Reichszustände in Speyer, 1719." Das imposante Gebäude empfanst den Fremden auf dem Wege zum berühmten Dom, und belästigt ihn mit der Frage, warum eigentlich die ästhetische Wirkung des Kunstwerks von seiner Entstehungsgeschichte, und besonders von seinem Entstehungsdatum abhängig sein sollte.

Die Frage beschäftigte mich, aber sie hielt uns nicht ab von unserem Ziel, und das, es versteht sich von selbst, war die Besichtigung des grossen Domes. Mein Interesse an dem Dom in Speyer hat eine lange Vorgeschichte, welche ich an einem Tage, später, wenn meine grippeartige Krankheit, von der ich jetzt befallen bin, mich wieder verlassen hat, in der ihr gebührenden Einzelheit beschreiben werde.

Heute ist Dienstag, der 5. Juni.

Gestern fuhren wir, wie ich erwähnte, nach Speyer. Mein Diktat wurde unterbrochen von einer Krankheit, die mich befiel. Mein Hals hatte nämlich schon seit mehreren Tagen geschmerzt, die Entzündung war dann in die Nase gestiegen, und gestern in den Kehlkopf und in die Lunge. Ich wurde heiser und das diktieren wurde immer schwieriger, bis ich es zuletzt aufgeben musste. Hinzu kam ein sehr unangenehmes Brennen im Nasen, welches anzudeuten schien, dass die Infektion den ganzen Körper durchdrungen hatte. Abwechselnd fröstelte ich und schwitzte. Der Gedanke, dass ich vielleicht ernstlich krank war, trat in den Vordergrund des Bewusstseins. Ich konnte nicht umhin, jene unvernünftige und unbegründete Furcht besinnen, die mir zugerannt hatte, dass ich, ich weiss nicht warum, dass ich von dieser Fahrt nicht

wieder nach Hause kehren würde. Ist sie doch für mich das Ende einer langen, von Leben und Liebe erfüllten Wartezeit, und darum muss sie so etwas wie Tod bedeuten, und wenn ich sie überlebe, eine Neugeburt, ein neues Leben dem ich das alte opfern müsste. Ich erinnere mich an Hofmannthal's Bergwerk zu Falun, wo einer in den Berg fährt und nicht zurück kommt. Meine Erinnerungen von Jenem Schauspiel sind ungenau und traumhaft. Ich las es zuletzt vor dreissig Jahren. Schlaflos vom Fieber, erkannte ich den Zusammenhang. Denn wie mir nun klar wurde, hatte ich seit unserem Abflug aus Boston kaum geschlafen, im Fluszeug nicht, die erste Nacht in Berlin nur wenig, die zweite Nacht in Berlin noch weniger, und dann in Assmannshausen, auch nur bedürftig. Jede Nacht hatten mich, gegen vier Uhr morgens, meine Gedanken und Gefühle aus dem Schlaf gerissen und zum Diktat angetrieben. Ich benehmte mich als bliebe mir keine Zeit, als müsste ich das Erlebte auf der Stelle verstehen und verarbeiten, sonst sinne es zum zweiten mal verloren, denn die zweite Trennung von Deutschland stand mir bevor. Zuletzt sträubte sich der Körper gegen den Missbrauch. Ich kam zu Besinnung und sah ein, dass ich nichts nötiger hätte, als eine Nacht gut zu schlafen. Dieser Einsicht gemäss legte ich mich schon um 9 Uhr ins Bett und schlief mit kurzen Unterbrechungen bis halb acht. Heute morgen bin ich genesen.

En ich auf die Besichtigung des Domes in Speyer näher einsehe, muss ich eine interessante und problematische Vorgeschichte erwähnen, die bei dem Eindruck, die der Dom auf mich ausübte, und noch immer ausübt, eine grundlegende Rolle spielt. Der gestrige Besuch war in bestimmter Art schon lange begründet in meiner Kindheit. Meine Eltern hatten den Dom in Speyer drei mal besucht. Ein erstes mal, als ich ein ganz kleines Kind war, dann wieder im Sommer 1938, einige Monate vor unserer Auswanderung, und zu letzt im Jahre 1956 als sie Deutschland das erste und letzte mal von Amerika aus besuchten. Jede dieser Reisen feuerte sie mit Begeisterung für das gewaltige Zeugnis von Religiosität und Kunst. Sie priesen vor allem die Reinheit seines romanischen Stiles. Der Dom bedeutete ihnen ein Grenzmal des ästhetischen Erlebens; nie sprachen sie davon ohne Ehrfurcht und Bewunderung, und oftmals, wenn sie seine Bilder betrachteten, schien sich ihr Enthusiasmus aufs Neue zu entflammen. So war der Dom mitunter in ihrem Denken zu einer Art Wallfahrtsstätte geworden, die zu besuchen und andächtig zu erleben zugleich eine Gnade und eine heilige Pflicht war, deren Erfüllung dann auch eine mystische Erneuerung und Klärung des Lebens begründen würde. Ich, muss bekennen, dass es mir, obschon ich es versuchte, schwer viel, diesen Enthusiasmus zu teilen. Je älter ich wurde, umso mehr wurde ich gewahr, wie er meinem Wirklichkeitssinn und meinem Glauben an Nüchternheit widersprach. Es ist mir peinlich auszurechnen, dass ich im Laufe der Jahre dazu kam, diese Verehrung eines Gebäudes als eine Art Götzendienst zu betrachten, indem ich meinte, dass solche Andacht und Ehre nie

einem Sichtbaren; immer nur einem Unsichtbaren gehörten. Eine ähnliche Abweisung gegen alle Verehrung des Sichtbaren bestimmte hernach auch meine Beziehung zur Kunst im allgemeinen. Es dauerte aber lange, bis ich mich zu diesem Urteil durcharbeitete.

Unter den Andenken an die Heimat, welche aus den Trümmern unseren Haushaltsbesitzes gerettet wurden, waren zwei wunderbare Bilderbücher von verschiedenen deutschen Baudenkmalern. Einer der Bände bildete den Naumburger Dom ab. Der andere bot Ansichten der drei Kaiserdomen am Rhein, Speyer, Mainz und Worms. In diesen Büchern blätterte ich als Kind, wenn mich die Sehnsucht nach der Heimat ergriff, Es waren Kleinode die sie bei ihrer Flucht aus Deutschland retteten, und die sie dann bei Gelegenheit ihren amerikanischen Gönnern schenkten, zweideutige Opfer, von denen man nicht mit Sicherheit bestimmen konnte, ob sie den Amerikanern eine gewisse kulturelle Überlegenheit bezeugen sollten, oder ob sie eine Art Opfersgabe darstellten, ein Geschenk der innigsten geliebten Heimat, das Hinsehen eines Andenkens, eine sinnbildliche Ergebung für die Rettung des baren Lebens. So war ich, von meiner Seite aus, mit beiden Phasen der Beziehung zu diesen Kostbarkeiten unzufrieden. Erstens widerstrebte mir die Anbetung zu der sie dienten, welche mir alle Anrührbarkeit des Götzendienstes zu haben schien. Zum zweiten aber, gesetzt dass man die Kostbarkeit würdige, widerstrebte es mir, dass so heiss geliebte und verehrte zu enttäuschen. Dergleichen Absagen schienen mir demütigend und überflüssig, und ich ahnte mit der Feinfühligkeit des Kindes, dass die Empfänger dieser Opfer-Geschenke sie weder zu verstehen noch zu würdigen wussten. In der Zweideutigkeit dieser Ablehnung war meine eigene Beziehung zu dem Kaiserdom bestimmt, den ich ja, wie gesagt nur aus den Bildern kannte, aus Bildern die dann verloren gingen wie die Wunderbauten selbst.

Als Kind, hatte man mich davon überzeugt, dass den Spey-erschen Dom nie gesehen zu haben, eine der grossen Entbehrungen in meinem Leben war. Hinterher wurde dies Urteil abgeschwächt, und im ganzen, im Rückblick, halte ich es für wahrscheinlich, dass meine eigene leidenschaftliche Phantasie, die Bedeutung all dieser Erlebnisse doch immer übertrieb, und dass zuletzt die Intensität meines Fühlens und Denkens, meiner Verhaltensweise eine Bedeutung zumass, welche diese gar nicht besass. Aber dadurch dass ich nun so klar zwischen der elterlichen Voreingenommenheit und Vorbereitung einerseits, und dem Erlebnis, das mein eisenstes werden musste, unterschieden habe, bin ich nun in der Lage die ästhetische, religiöse und gesellschaftliche Bedeutung dieses herrlichen Menschenwerkes umso klarer und eindeutiger ins Auge zu fassen. *)

*) Now that I can distinguish so clearly between the preparation and the prejudices of my parents, and the experiences which have to be genuinely my own, I can

F. 101.14112

12
11
10

The esthetic appreciation of architecture, as distinct from other modalities of art, is clearly an experience sui generis, which sustains only an indirection equation with the experience of other forms of art. There is obvious an immediate satisfaction and pleasure, derived from seeing, from the experience of the magnitude of the building, compared with the reference standard of ones own physical capacity to build. So that implicit in the admiration is the awareness that one oneself could not accomplish anything remotely equivalent. What one sees is incomparably beyond ones own capacity, so far beyond ones physical powers, and yet the knowledge that the cathedral is the plan the purpose, and the execution of human minds similar to ones own. This discrepancy, this contradiction is a powerful esthetic stimulus. In addition, and perhaps primarily, one must recognize that there is a primary esthetic satisfaction derived from grandeur of the building, from its dimensions, from its symmetry, from the texture and color of its stone, from its proportions, from its shape. It is no contradiction that these can only be alluded to and that there is no equivalence between language and the architectural experience.

The rationalization of the esthetic experience has two functions, namely to designate the experience as such, to attract attention to its existence, in its specific parts, and secondly to analyse it by relating it to other facets of experience. It is important to understand however that in no event is analysis able either to supplement or to replace or exhaustively to describe the esthetic experience. I leave the topic of the esthetic experience of the Speyer cathedral with the observation that it was very satisfying, that one may derive some impression from the pictures but that ultimately one will not know what it is like unless one has been there. And that of course was one of the purposes of the trip.

Dies alles habe ich diktiert, und ich bin mir bewusst wie ungenügend, wie stotternd mein Kommentar. Wir machen einen Spaziergang durch die Weinberge bei Assmannshausen. Wir wollen dann nach Braunschweig weiter fahren. Zum ersten mal seit wir hier sind, haben wir gutes Wetter. Am morgen bedeckten niedrige Wolken die Gipfel des Taunus hier und des Hunsrück jenseits des Rheines. Nun sind die Wolken zerstorben, die Sonne scheint, und von den Pfaden die sich durch die

turn with more confidence and assurance to my own estimate of what the experience of the cathedral entails. Das ästhetische Erlebnis des architektonischen Gebildes, des Gebäudes, ist, wie mir scheint ein Erlebnis eigener Art, ein Erlebnis sui generis, das sich mit anderen Künstlerlebnissen nur indirect vergleichen lässt. Zweifellos ist es wesentlich.

Weinfeldern wehen, sieht man immer wechselnd den Rhein. hat man ein immerwechselndes Bild vom Rhein und seinen bebauten Ufer.

Bei unserer Wanderung auf dem Hochweg über dem Rheinufer fliegen in Abständen von wenigen Minuten die Düsenjäger der Bundesluftwaffe, niedrig über unseren Köpfen einher. Was sie wohl wollen? Ob ihr hin und her Fliegen etwas mehr an sich hat, als dass die Deutschen noch immer gern Soldaten spielen?

It is useful at this juncture to define a mode of rationalization, of logic, if one will, to be distinguished from the inductive and the deductive logic of classical description. I should like to refer to it as translational logic. Whereas inductive and deductive logic each aims toward the establishment of some proposition purportedly significant in itself, translational logic has as its aim not the establishment of propositions, but the enhancement of understanding, the enhancement of experience by the systematic ordered translation of concepts and experiences among themselves, between one another. This occurs to me specifically in the context of the interpretation of the esthetic satisfaction derived from the medieval cathedrals, specifically, the meaning of the medieval cathedrals, or for that matter of any other work of art. I am interested in the meaning in the context of the castles and the cathedrals as reflections of social relationships specifically, what the cathedral implies considering the enormous amount of labor, the allocation of scarce resources, about the function of religious experience in establishing and articulating the social order, and the community relationships that this implies and defines. And this is of course all the more true of the castles which dot the banks of the Rhine.

Heute ist der 6. Juni 1984. Wir sind in Aue bei Wanfried und Völkershausen.

Als ich gestern zu diktieren aufhörte, wanderten wir auf einem Hochweg zwischen Assmannshausen und Rödelsheim. Wunderbare Aussichten erstreckten sich über die Weinberge, hinab ins Tal, zum Rhein, der mit grossen Kähnen bestückt, in der Spätnachmittagssonne glänzte. Wir gingen an Burs Ehrenfels vorbei, und sahen den Mäuseturm mitten im Flusse auf seiner Insel wie eine warnende Barke stehen. An jener Stelle, direkt unterhalb des Niederwalddenkmals, wo die Aussicht auf Mainz und das erweiterte Rheintal sich erschliesst, waren wir umgekehrt. Der Rheinsauer Riesling Pfad ist mit einem soliden Weinschlauch auf weissem Feld bezeichnet. Auf ihm gingen wir wieder zurück zu unserem Wagen. Die Vögel zwitscherten lieblich und melodisch. Sie wurden wiederholt von dem brausend knallenden Donner der Düsenjäger übertönt, welche so taten als ob sie den Rhein patroullierten. Was sie wohl wollten? Sie flogen tief und so nah, dass man ihre Kennzeichen deutlich erkennen konnte. Es was dasselbe

schwarze Kreuz der Luftwaffe. Ich kannte es von früher, und ich hätte es eben so gern nicht gesehen.

Nun wollten wir fort. Wir fuhren bersabwärts durch Assmannshausen und die Rheinuferstrasse entlang nach Rödesheim. In Eltville wollten wir essen, aber das Weinsut wo wir bei unserer Hinfahrt so angenehm einkehrten waren, besuchte den Ruhetags, und da wir keinen anderen Gasthof fanden, fuhren wir weiter. Erst auf der Autobahn, in der Nähe von Wiesbaden, fanden wir ein Restaurant, Glied einer Kettenorganisation, das sich Wienerwald nannte, das deutsche Gesenstück zu Howard Johnson's. Dort assen wir, von einer störrischen, korpulenten, nicht mehr ganz jungen Frau bedient. Sie hatte rot-blondes Haar, und ihr Gesicht war mit kleinen roten Narben durchlaufen. Das Essen das sie uns brachte war versalzen und teuer. Auf die Frage, was er zu trinken wünsche, antwortete Klemens kurz, "Wasser, bitte." Die Kellnerin sah ihn verblöfft an, aber sie sagte nichts. In einigen Minuten kam sie wieder mit einem kleinen Fläschchen Selterwasser. Es kostete eine Mark neunzig. Mir brachte sie ein kleines Gläschen Tee. Das alles reichte nicht, den durch die versalzene Mahlzeit hervorgerufenen Durst zu stillen. Beim Hinausgehen kauften wir uns aus einem Automaten für eine Mark fünfzig, eine Dose künstlicher Limonade, ganz wie in Amerika. Nie wieder, versprachen wir uns, würden wir uns je im Wienerwald verirren, und wir haben unser Gelübde nicht gebrochen.

Wir waren unschlüssig gewesen, ob wir zuerst nach Süden in den Schwarzwald oder nordöstlich nach Braunschweig fahren sollten oder sogar weiter nördlich nach Schleswig, und vielleicht bis nach Selt. Wir entschieden uns für die nördliche Richtung, weil das Pfingstwochenende bevorstand, an dem wir nicht unterwegs sein wollten, das wir aber auch nicht in Süddeutschland verbringen wollten. Wir dachten also unsere Fahrt nach Süden auf den Anfang der kommenden Woche zu verschieben und die Feiertage in Braunschweig zu verbringen. Wir schlossen dementsprechend die Autobahn nach Norden ein, und fuhren zwischen weiten grünen Wiesen und kleinen Wäldern, in den Hochbetrieb der Autobahn verstrickt, durch Hessen.

Als wir in die Gegend von Ahlsfeld kamen, fiel mir ein dass, um nicht noch einmal dem Wienerwald weisgeben zu sein, es doch besser wäre etwas zum Essen einzukaufen. Zu diesem Zwecke, verliessen wir die Autobahn und fuhren nach Ahlsfeld. Dort fanden wir dann auch einen sehr praktischen Lebensmittelladen, in Amerika würden wir ihn ein Discount Store nennen. Hier kauften wir uns ein Fleischsalat, Brot, Apfelsinensaft, Milch, Pappebecher und Pappteller, Leberwurst und schweizer Käse. Nachdem wir unseren Kauf im Wasen verstaubt hatten, machten wir eine Spaziergang durch die Altstadt. Wir kamen auf den Marktplatz, wunderbar überrascht von einem stattlichen Renaissance Rathaus. Nicht weit entfernt ist eine frühgotische Kirche, und ein Reichtum an

frischgeputzten, belendend weiss gestrichenen Fachwerkhäusern, wie ich sie aus meiner Kindheit in Braunschweig in Erinnerung habe.

Als wir wieder auf die Autobahn einlenkten, schien es dass der Betrieb noch grösser war, als zuvor. Da waren Lastwagen aus vielen Ländern Europas, aus Russland und Finnland, aus Spanien, Jugoslawien und Ungarn, die ihre Güter in die Bundesrepublik brachten, oder hier Gekauftes wieder mit nach Hause trugen. Die Vielfältigkeit der Ursprungsländer der Autos und Lastwagen die neben uns, vor uns, hinter uns an uns vorbei, von uns überholt die Dreibahnstrasse entlang eilten, machte die Abhängigkeit der europäischen Staaten von einander anschaulicher als manche gelehrte Abhandlung, ein Sinnbild für die Nachbarschaft der verschiedensten Länder. Ein paar Kilometer jenseits des Autobahnkreuzes Bad Hersfeld gerieten wir in eine Autobahnstau. Irgendwo war ein Unfall passiert, und die Autobahn war gesperrt. Die Lastwagen in der rechten, Personenwagen in der mittleren und linken Fahrbahn waren Kilometer lang hintereinander gereiht. So standen auch wir in der späten Nachmittagssonne, und warteten zusammen mit den vielen Nachbarn aus allen Ländern wir alle eingefangen in den erstarrten Fluss des einstigen Schnellverkehrs. Es dauerte eine halbe Stunde, eh die Autos sich zu bewegen anfangen, aber auch dann wurde es nur ein Schrittfahren, sehr langsamem, und nach etwa zwanzig Minuten solchen Schrittfahrens endlich, es müssen weitere zwanzig Minuten vergangen sein, erreichten wir ein Stelle wo die beiden Fahrtrichtungen der Autobahn aneinander mündeten. Dort stand ein Schutzmann, der uns zur Umkehr winkte. So lenkten wir unseren kleinen Opel alsbald wieder nach Süden, bogen aber diesmal bei Bad Hersfeld nach Osten in Richtung Leizis. Nach ein paar Kilometern jedoch, verliessen wir die Autobahn und fuhren nord-östlich nach Eschwese. Durch diesen Zufall kam es, oder genauer gesagt, durch jenen unbekanntem Unfall, dass wir auch Völkershausen besuchten.

Von Eschwese sind es nur 13 Kilometer nach Völkershausen. Diese kleine Dorf von dem meine Mutter so viel erzählt hat, und das so offenbar einen wichtigen Teil ihrer Vorstellungswelt ausmacht. Obsleich keine unserer Verwandten heute dort noch leben, wollte ich, das wovon ich soviel schon gehört hatte, nun endlich mit eigenen Augen gesehen haben.

Die Bäuerin bei der wir hinterher übernachteten, erzählte uns, dass Völkershausen den Preis als schönstes Dorf in Hessen davon getragen habe,

Wir fuhren nach Völkershausen. Wunderschön geputzte Fachwerkhäuser, mit vielen Blumen. Auch der Flieder blühte noch. Auf dem Rückwege fanden wir Unterkunft auf einem Bauernhof, bei Steinerts Gutsbesitzer in Aue, die eines ihrer Bauernhäuser für den Fremdenverkehr renoviert hatten. Ein

Form 11112

12

11

10

6

5

4

Schild mit der Aufschrift "Zimmer zu vermieten, Ferien auf dem Lande," gab uns den Hinweis. So verbrachten wir die Nacht auf bürgerliche Art, unter schwulstigen Federkissen, wir hatten auch unsere eiserne Küche, wo wir die Brötchen, und den Fleischsalat, womit wir uns in Alsfeld versorgt hatten, zum Abendbrot assen. Am Morgen machte uns Frau Steinert Frühstück. Ich musste an die Szenen aus Thomas Manns Dr. Faustus denken, wo er den Schweigestillschen Bauernhof beschreibt. Ich glaube jene Szene war gelesen in Freising an der Isar. So offen und wohlwollend, so einfach und vernünftig war es auch bei Steinerts. Das Frühstück war reichhaltig, mit Brötchen und Brot, Eiern, Käsesorten und Schinken und Wurst verschiedenere Sorten, so dass wir es uns nicht besser hätten vorstellen können. Sie hatten nur sechzig Mark für uns drei für die Übernachtung und das Frühstück zusammen berechnet. Ich fand das zu wenig, und legte noch zwanzig hinzu. Sie beide, die Frau und ihr Mann, schienen sich zu freuen. Vor unserer Abfahrt plauderten wir noch ein wenig mit den beiden. Herr Steinert erzählte uns, dass er im Kriege in der Marine gewesen sei, und in Norwegen sechs Monate in Gefangenschaft verbracht hätte, dass er aus dem Sudetenland stamme, und von dort vertrieben worden war, sein Vater, der Schlachter war, hatte drei Kälber für den Schwarzmarkt geschlachtet, war deshalb ins Arbeitslager gebracht worden, wo er sich geweigert hatte zu arbeiten, und deshalb von den Nazis totgeschlagen wurde. Herr Steinert sprach von der Zonengrenze, von der Furcht vor dem Atomkrieg. "Vielleicht, wenn wir uns ducken, schießen sie über uns hinweg," sagte er.

Ich muss bei Gelegenheit über die ästhetische Bedeutung der Ansiedlung in Dörfern, der Unversehrtheit der Landschaft berichten.

Es ist sieben Uhr morgens am 7. Juni 1984. Papas Geburtstag. Ich bin allein auf der Schleinitzstrasse. Dies ist Schleinitzstrasse 15. Links ist die Technische Hochschule. Das Eckgebäude besteht noch wie vor dem Kriege, aber etwa zwei Drittel der Fassade musste nach der Kriesszerstörung erneuert werden. Die Häuser an der rechten Seite der Schleinitzstrasse sind hier zum Teil unverändert, zum Teil repariert. *) Die Strassenbahn Nr. 2, welche einst die Schleinitzstrasse entlang, in die Pockelstrasse einbog, und zum Nordbahnhof lief, ist abgeschafft. Die alten Strassenbahnschienen sind längst entfernt, aber man erkennt noch ihre Spuren in dem reparierten Pflaster.

*) Ich dachte, ich wollte meine Eindrücke beschreiben, in dem ich so durch Braunschweig sehe, und neben der Beschreibung, dessen was ich sehe, meine Gedanken und Gefühle darüber hinzufügen. Ein Durcheinander gewiss, dass sich hinterher jedoch, mittels des Computers wieder entwirren lassen sollte.

Die ganze Südseite der Schleinitzstrasse, wo damals Wohnhäuser standen, gehört jetzt zur Technischen Universität. Früher nannte man sie die Technische Hochschule. Der Bürgersteig hier, aus kleinen quadrierten Zementblöcken, wenn ich mich recht erinnere, ist noch der alte. Die Häuser Nummer 6 und 7 stehen noch wie früher. Nummer 5 ist restauriert. Nummer 1, 2, 3, und 4 waren, so scheint es, vollkommen zerstört. Sie scheinen durchweg neu aufgebaut zu sein; die Grazie und Gediegenheit der Vorkriegsbauten fehlt ihnen. Nummer 4, wenn ich nicht irre, ist wo Lothar Timmes Zuhause war, dessen Beschimpfungen in meinem jungen Leben damals so übergrosse Bedeutung hatten.

Hier ist Schleinitzstrasse 1. Ein Haus steht wieder hier. Aber das Alte ist es nicht. Die Eleganz, die Stilhaftigkeit unserer einstigen Wohnhauses sind dahin. Aber meine Augen haben in der Zwischenzeit so manches andere Haus gesehen, und ich vermute, dass das alte Haus, wenn es noch stünde, meine Vorstellungen enttäuschen würde. Der Einsatz ist noch wie einst, durch einen schmalen Hof der zwischen den beiden, ersten Häusern der Strasse liegt. Zwei grosse Müllkübel verenssen den Weg. Ein lässig aussehender junger Mann mit Ohrringen kommt aus der Tür. Einen Augenblick befürchte ich, dass er mich belästigen würde, aber er fährt zwei Hunde an der Leine, die seine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Ich bemerke die alte Mauer die den Hof von jeher abrenzte. Sie ist nur zum Teil zerstört, und drei der Eintäfelungen in die sie aufgeteilt ist, noch mit dem Russ des Bombenbrandes beschmutzt, blieben bestehen, durch Zufall oder durch Absicht ein Denkmal, der einzige Teil des Cahmenschen Hauses das noch übrig blieb. Wo früher der Lebensmittelladen Arnichts war, ist heute eine Handlung für Mal und Zeichenbedarf. Im Parterre der Schleinitzstrasse 1 neben dem Papiersgeschäft ist heute eine Buchhandlung. Die Hamburgerstrasse hat man zwischen dem Wendenwehr und dem Rebenring die Mühlenfordstrasse umgetauft. Die Südseite der Katharinenstrasse wurde im Kriege zerstört. Sämtliche Häuser zwischen der Katharinenstrasse und dem Rebenring sind verschwunden, und an ihre Stelle ist ein grosser Parkplatz angelegt, ein Stadtbild welches der Massachusetts Avenue in North Cambridge nicht unähnlich ist.

Die Strasse, über die ich einst zu Schule ging, heisst "Am Wendenwehr." Sie ist S-förmig, und der viele Verkehr der vom City-Ring durch das Wendentor zur Autobahn will, wird über sie geleitet. Auf einer niedrigen Treppe, warten drei ältere Leute. Offensichtlich sind es Patienten von Dr. Lachmund, dessen Allseineraxis hier durch ein blankes Aluminiumschild reklamiert wird. Einst wären sie vielleicht meines Vaters Patienten gewesen. Um die Ecke, am Rebenring und an der Mühlenfordstrasse hat man ein grosses modernes Mietshaus gebaut. Es ist nicht hässlich, aber es passt nicht hierhin. Es ist eine merkwürdige Glücks- oder Un Glückssache, was durch die Bomben zerstört wurde, und was erhalten blieb.

Die verwandelte Stadt

Ich muss gestehen, dass ich nicht nach Braunschweig zurück wollte, dass ich immer einen Grund fand, nicht zu fahren, immer einen neuen Einwand davorschub. Letzte Woche noch besprachen wir, ob wir nicht lieber erst nach Süd-Deutschland fahren sollten, oder nach Schleswig, und den Besuch in Braunschweig aufschieben. Aber nun soll er sein.

Von Aue fahren wir etwa um 9 Uhr morgens fort, nach Eschwege, denn alle anderen Ausweise sind durch die Zonenrenze gesperrt. Von Eschwege begleitet die Bundesstrasse 27, die Werra stromabwärts, und führt an eine Stelle, wo die Zonenrenze nur knapp hundert Meter östlich der Strasse läuft, so dass die hohen Zäune, der mit Minen beplante Mittelstreifen, die Wachttürme, kurz, die Landschaft der Untedrückung und des Todes aufs Eindeutisste und Erschreckendste sichtbar wird. Hier ist ein Parkplatz, wo interessierte, neugierige, vielleicht auch sehnsüchtige Touristen mit ihren Blicke ins andere Deutschland dringen können, und die irrsinnige Brutalität der Eroberer mit einem poetischen Seufzer ohnmächtig beklagen. Um solcher Andacht behilflich zu sein, steht hier eine kleine brusthohe Säule, mit betend gefalteten Frauenhänden geschmückt, und einem frommen Wunsch, dass Hass in Liebe verwandelt würde.

Auch wir verweilten hier ein paar Minuten und versuchten vergebens das Walten der Menschen zu begreifen. Während wir so standen und in das verbotene Land blickten, kam ein kleines Auto mit französischen Nummernschildern, und hielt. Ein Junger Mann stieg aus, setzte den Feldstecher an, und schaute nach den Befestigungen. Er wandte sich zu mir. "C'est terrible," sagte ich. "Quelle domasse," antwortete er, schüttelte den Kopf, und fuhr dann fort in seinem rasiden Französisch Fragen zu stellen, die leider weder Margaret noch ich verstehen konnten. Das vereinigte Europa scheiterte, hier jedenfalls im ganz Kleinen, an mangelnden Sprachkenntnissen.

Über kurzem kamen wir nach Göttingen, für mich die Stadt David Hilberts und Bernhard Riemanns. Dort gedachte ich vielleicht mir einen Buchhändler zu finden, der mir neue Bücher, die ich gern gekauft hätte, direkt nach Belmont schicken würde. Zu meinem Erstaunen aber, obsleich wir viele Strassen auf und ab gingen auch in der Nähe der Universität, fand ich keinen. Wir gingen in die Johanniskirche und dann weiter noch in die Albanikirche, wo Jemand Bachsche Orgelmusik übte.

Jetzt eben habe ich mit Margaret im Herzog Anton Ulrich Museum Bilder angesehen; Margaret möchte noch dort bleiben, und deshalb sehe ich allein weiter. Hier ist die Ecke Museumstrasse und Steintorwall, Ich sehe über das Steintor und werde gleich in die Kastanienallee einbiegen,

Heute morgen Öbrisens, als ich beim diktieren unterbrochen war, stellte sich mir auf der Schleinitzstrasse Professor Doktor Bernd Rebe vor, der neue Präsident der Technischen Universität. Er war auf mich aufmerksam geworden dadurch dass ich auf der Strasse in mein Bandgerät sprach, und zwischendurch fotografierte, mir die Häuser ansah, und dann wieder diktierte, er sprach mich an. Ich erzählte ihm mein Vorhaben. Er muss es interessant gefunden haben, denn er lud mich ein ihm in ein Seminar zu folgen, das er soeben zu eröffnen sing. Ich folgte ihm also in das neue Hochhaus der Technischen Universität, in den 7. Stock, von wo man einen weiten Blick über das nördliche Braunschweig hatte. Ich nutzte die Gelegenheit ein paar photographische Aufnahmen durch die grossen Glasscheiben zu machen. Das Seminar befasste sich, passend genug zu meinem Besuch, über den Wiederaufbau der Stadt, es hiess, die Stadt im Wandel der Zeit, oder so ähnlich, und es waren nicht nur Hochschullehrer dort, sondern Geschäftsleute, und städtische Beamte. Der Bürgermeister der Stadt war selbst zugegen. Aber es war alles nur Gerede. Ich erfuhr zum Beispiel, dass Braunschweig noch immer 13.5% Arbeitslosigkeit hat. Man beteuerte, die Technische Universität solle am Wiederaufbau der Stadt aktiv beteiligt sein; man sucht sie über die weitere Entwicklung der Stadt mit den zuständigen Behörden in tätige Verbindung zu setzen, und der gleichen fromme Gedanken mehr. Doch das wenige was ich von der Stadt schon gesehen hatte, überzeugte mich, dass in den vierzig Jahren seit ihrer Zerstörung, sehr wenig an Stadtplanung ausgeführt worden war, und dass heute die Stadt so verbaut ist, dass durch rationelle Stadtplanung eigentlich nur sehr wenig, im Verhältnis zu dem, was schon verfasst wurde, geleistet werden kann. Ich dachte, dass die grosse Mehrzahl der Entscheidungen, die schon getroffen worden waren, von jedem annähernd objektiven Standpunkt als verfehlt und fehlerhaft erkannt werden müssten. Ich vermutete dies Seminar stelle vor allem ein Versuch von Seiten der Technischen Universität und ihrer führenden Mitglieder dar, Einfluss und Macht bei den Stadtbehörden zu ersattern. Ich hörte den grossen leeren Worten etwa eine Stunde lang zu, aber Margaret und Klemens wussten nicht wo ich war, und Klemens war krank, anscheinend mit der selben Ansteckung, die mich an jenem Tage wo wir in Speyer waren so seelast hatte, deshalb, in der Pause zwischen zwei Ansprachen, schliefte ich fort. Ich bin sicher, dass man mich nicht vermisste.

Form 1112

Ich muss, eh ich es vergesse, noch einen Traum berichten, einen lieblichen, wohlthuenden Traum, den ich gestern Nacht geträumt habe, nachdem wir in Braunschweig angekommen waren, und ich mit entsetzen die Zerstörung der Stadt ins Auge gefasst hatte.

12
11
10

Ich träumte jedenfalls, dass sich ein kluges zartes Mädchen in mich verliebt hatte, dass aber deren Vater gegen ihre Neigung zu mir Einspruch erhob, weil ich schon verheiratet war, und weil ich viel älter war als sie, und weil er ...

6
5
4

Der Vater hat eine lange glatte Nase, wie auf einer Karikatur die ich irgendwo in Alsfeld oder in Göttingen gesehen habe. Er war sehr aufgeregt über unser Verhältnis, aber er würdigte dann meine Beständigkeit und meine Bereitschaft zur Enttassung, und kurz eh ich erwachte wusste ich dass ich, weil ich bereit war zu enttassen, nicht zu enttassen brauchte. Wie die Amerikaner sassen, a case of having your cake and eating it too.

Hier stehe ich in der Kastanienallee, eine Strasse mit den dürftigsten Kastanien. Ich habe soeben das Haus Nr. 26, welches an der Ecke Rosenstrasse steht, photographiert. Ich will jetzt wieder zurück zum Museum, wo Margaret auf mich wartet.

Ich glaube es ist nun so: man kann die Stilhaftigkeit in Städtebau, in der Architektur nicht erzwingen, genausowenig wie man die Stilhaftigkeit einer Persönlichkeit oder die Harmonie einer Gesellschaft erzwingen kann. Diese können sich nur von selbst ergeben, und so wie eine Person die als besonders stilhaft auf uns wirkt, nicht unbedingt an Leib und Seele gesund sein muss, und wie eine Gesellschaft nicht unbedingt nach dem Grad ihrer Leistungsfähigkeit gerecht ist, so bedeutet auch ein Maximum von Schönheit und Stilhaftigkeit und Anschaulichkeit nicht unbedingt die wünschenswerteste gesellschaftliche Ordnung.

Als ich von der TU zurück kam, fühlte Klemens sich ein wenig besser, gut genug jedenfalls um mit mir zu Fuss von der Schleinitzstrasse ins Siesfriedviertel zu gehen, die Hamburger Strasse entlang, am Roten Kreuz vorbei. Dann bogen wir in die Siesfriedstrasse ein und gingen bis zum Bursundenplatz. Die Hildebrandtstrasse 44 im Besonderen, sah schöner aus als ich sie in Erinnerung hatte, obsleich die Häuser alle in verschiedenen pastellen Farben gestrichen waren, und ob auch auf dem Bursundenplatz und die Siesfriedstrasse entlang viel Grünes wuchs und viele Blumen blühten. Von aussen jedenfalls sah die Siesfriedstrasse 18, noch manierlicher aus, vor allem weil ihr Eingang mit so prachtvollen Büschen geschmückt war, die jetzt in voller Blüte standen. Zweifelsohne besuchten wir die Siedlung in der ihrem Aussehen vorteilhaftesten Jahreszeit.

Wo die Siesfriedstrasse und der Bienroder Weg sich kreuzen, ist eine grosse Verkehrsanlage mit einem imposanten Neubau an ihrer nord-östlichen Ecke. Da ist viel Verkehr von Strassenbahnen, Autobussen und Personenwagen, und die Atmosphäre dort erinnert an eine amerikanische oder vielleicht etwa kanadische Stadt. Es könnte in Calgary gewesen sein. Gegenüber von dem Bienroder Weg 26, ist jetzt eine Kaserne des Bundesgrenzschutzes, und fast hätte ich mir Schwierigkeiten bereitet, dadurch dass ich den Eingang dieser Kaserne photographierte. Kaum hatte ich es getan, so erschien ein Junger Soldat, grüsste höflich, indem er die

Hacken zusammenschlus, und mich befraste, zu welchem Zwecke ich diese Aufnahme gemacht hätte. Ich erklärte, dass meine Eltern einst sesenüber gewohnt hätten, die nun zu alt wären um die Stadt selbst zu besichtigen, und dass ich ihnen ein Bild mitbringen wollte, das ihnen den Blick von ihrer einstigen Wohnung zeiste. Meine Erklärung schien ihn völlig zu befriedigen. Er verabschiedete sich, indem er mir ein guten Aufenthalt in Braunschweig wünschte, und die Hacken noch einmal zusammenschlus. Klemens und ich betrachteten den Vorfall als erledigt und gingen weiter.

Wir hatten kaum zehn Meter hinter uns gelest, als wir aufs Neue angehalten wurden. Ein kleiner Mann, in grosser Aufregung, mit bronzenem Teint und schwarzem Haar kam hinter uns hergelaufen, rief uns nach, und hiess uns auf ihn warten. Das stark akzentuierte Deutsch mit dem er uns ansprach liess auf seine türkische Herkunft schliessen. "Warum haben sie meinen Laden fotografiert, warum haben sie mein Auto fotografiert?" wollte er wissen, und meine Erklärung, dieselbe die ich dem Militär seseben hatte, liess ihn unbefriedigt. Ich richtete an ihn die unverschämte Frage, ob er möchte, dass ich ihn fotografiere, aber er verstand keinen Scherz, und wurde als er merkte, dass ich ihn nicht übermässig ernst nahm, immer aufseurer. Zuletzt fiel es mir ein, dass ich ihn vielleicht mit meinem amerikanischen Reisepass, den ich in der Brusttasche meines Hemdes trug, beschwichtigen könnte. Und dies gelang mir. Ich gab ihm den Pass, Er hielt ihn in den eisernen zitternden Händen, und verglich das Passbild mit der ihm sesenüberstehenden Person. Als er das Siegel des amerikanischen State Department erkannte, da muss der Beamteneist in seinen byzantinischen Adern erwacht sein. Er glaubte mir. Er war beruhigt, überzeugt nun, dass ich es nicht im Sinn hatte, in den Bienroder Weg 26 einzubrechen. Nichts las meinem Vorhaben ferner. Meinen Eltern war einst schwerlich genuss gewesen, aus dem Bienroder Weg 26 auszubrechen. Ungeachtet aller Heimatliebe, keiner von uns möchte dahin zurück.

Der deutsch-türkische Ladenbesitzer entliess uns, mürrisch und ohne ein Wort der Entschuldigung. Die Tonio-Kröger-Rolle die ich mir phantasierend vorgestellt hatte, war in unerwarteter Weise erfüllt worden. Man hatte mich in meiner Vaterstadt verhört, hatte mich wegen einer sesetzwidrigen Tat verdächtigt, hatte meine Erklärungen besudachtet, meinen Pass inspiziert, und hatte, mit dem Zusammenschliessen militärischer Hacken mir einen angenehmen Aufenthalt gewünscht. Hatte mich als Einbrecher verdächtigt, und auf der Strasse angehalten. So gingen wir weiter, in Richtung auf die Stadt, den Bienroder Weg entlang, bogen rechts ab um auf den Mittelweg zu kommen, gingen durch schmale Nebenstrassen, an Schrebergärten, Lagerungssplätzen und kleinen Fabriken vorbei. Unser Weg ging dann auf eine Eisenbahnüberführung, von der wir das Schienenselände um den alten Nordbahnhof, eines der Ausflussziele meiner Kindheit,

Überblicken konnten, dann weiter über den Mittelweg zum Rebenring, zur Pockelsstrasse, und wieder zurück in unsere Pension.

Klemens war von dem weiten Spaziergang müde geworden. Da seine Grippe ihn noch belästigte, entschied er sich ein paar Stunden im Bette auszuruhen. Ich aber fühlte mich unermüdlich und wollte gleich wieder hinaus um die Stadt noch weiter zu erkundschaften. Mir war als müsste ich sie jetzt ganz kennen lernen, all ihre Strassen, ihre Bauten, die neuen nicht weniger als die übrig gebliebenen, mir verinnerlichen, als müsste ich zahllose neue Bilder von ihr in mich aufnehmen, und mit denen die mich mein Leben lang beseelt hatten, vereinbaren. Dabei trieb mich die stille, mir selbst kaum eingeständene furchtbare Ahnung, dass das nächste Mal, nach dem Kernwaffenkrieg, nichts, gar nichts, mehr übrig sein würde. Mir war als müsste ich einen grossen Einschnitt meines Lebens, der übersprungen worden war, jetzt nachholen. Und manchmal schien es nicht nur ein Teil des Lebens, sondern das Ganze, das Leben selbst, das nachzuholen war.

Ich suchte nicht nur die Altstadt mit ihren nun zum grössten Teil zerstörten Kostbarkeiten. Ich musste auch ganz unscheinbaren Strassen wiederfinden, wo mir zum ersten mal die Aussenwelt als Gesenstück des eignen Ich erschienen war, Strassen auf denen ich gewandelt hatte, an deren Kreuzungen der Ortssinn sich mir entfaltet hat, Strassen die mich zu erst in die Welt geführt, durch die ich zur Schule und zur Kirche gegangen war, Strassen die mich gelehrt hatten, was eine Stadt ist.

Ich will aber nicht schwärmen, sondern in Nüchternheit und Wahrheitstreue berichten wie es war. Das unauslöschlichste Bild der Strassen Braunschweigs bot sich mir am Sonntag morgen, den 13. November 1938. Mein Vater war schon, obsleich ich es nicht wusste, im Konzentrationslager Buchenwald. Meine Schwester und ich gingen, wie fast jeden Sonntag morgen, zum Kindergottesdienst in der kleinen Ev. Reformierten Kirche in der Schützenstrasse. An diesem Morgen ging unser Weg die Hamburgerstrasse hinunter, durchs Wendentor, dann über die Kaiserstrasse zum Wollmarkt, an der Andreaskirche vorbei, und an der Westseite der Alten Wase, durch Meinhardshof und die Kannengiesserstrasse entlang in die beschützende Obhut der unscheinbaren Kirche.

Ich besinne mich heute noch auf den Eindruck, welche die hochaufstrebenden Andreastürme auf mich machten, wenn ich, die Füsse auf die kieseligen Pflastersteine gestemmt, den Kopf bis weit in den Nacken zurückbeugte um den Blick zu den im Barockstil geschwungenen Kuppeln aufwärts gleiten zu lassen, in Verwunderung und Ehrfurcht, in die sich ein Hauch wirklicher unbeschreiblicher Anst mischte. Und dann die imposante, in den oberen Stockwerken breit über die Strasse ausladende Alte Wase, deren Gebrauch und Zweck ich nicht ver-

stand. Schon damals, als Kind konnte ich mir nicht vorstellen, was für eine Wase es sein könnte, die eine so grosse Behausung bedürfte. Noch heute, wo über vierzig Jahre vergangen sind, seit sie zerstört wurde, möchte ich es wissen, wie ihr Inneres aussah.

An jenem Novembersonntag war die vertraute Stimmung verbannt. Entsetzliches lag schwer über der Stadt. Im Meinhardshof, fing es an, die zerschlagenen Schaufenster der Jüdischen Geschäfte. Ein grosser Teil der westlichen Seite der Kannensiesserstrasse war ähnlich zertrümmert. Ich wusste damals nicht, was ich darüber denken sollte, und weiss es auch heute noch nicht. Dass zwischen dieser inneren Selbstzerstörung Deutschlands, von den SA und SS Schwadronen so emsig eingeleitet, und der äusseren Zerstörung durch die amerikanischen und englischen Luftwaffen, eine Beziehung besteht, liest auf der Hand. Hier aber ist nicht der Ort sie zu erläutern.

Ich musste es mit eigenen Augen gesehen haben, eh ich es glaubte. Das alte Braunschweig ist nicht mehr. Der Wollmarkt sieht aus, wie ein Square im amerikanischen Westen. Wo einst die Alte Wase war, stehen jetzt moderne, mit ihrer Zweckmässigkeit prutzende Gebäude. Die Kannensiesserstrasse und Meinhardshof sind unkenntlich. Sie sehen aus wie Arbeiterwohnungsgebiete in irgendeiner anonymen amerikanischen Industriestadt. Nur die Türme der Andreaskirche ragen noch als Denkmäler des Unwiederbringlichen über das verwandelte Stadtbild. Nach dem nächsten Kriege, werden auch sie nicht mehr sein.

Es war früh am Nachmittag als Margaret und ich unseren Spaziergang anfangen. Klemens, wie ich erwähnte, fühlte sich nicht, und wollte einige Stunden im Bett verbringen. Wir gingen die Pockelstrasse hinunter auf den Fallerslebertorwall. Hier schienen mir die Häuser fast völlig unversehrt, und das Stadtbild glich dem, das ich in Erinnerung hatte. Dann den Theaterwall entlang zum Landestheater. Die Vorhalle war offen. Sie war frisch gestrichen und glänzte in offensichtlich neu eingebauter Beleuchtung. Am Schalter wurden Eintrittskarten verkauft. Das Terroristendrama von Schiller, Die Räuber, war gerade am Abend zuvor gesehen worden. Ich würde es gern sehen, aber eh die nächste Aufführung statt findet, werden wir Braunschweig schon längst verlassen haben.

Der Museumspark grenzt unmittelbar an die andere Seite der Strasse, die hier "Am Theater" heisst. Da wachsen schöne alte Eichen, und breite Fusswege führen über einen kleinen Hügel zum Herzog Anton Ulrich Museum. So viel ich weiss, war ich noch nie drinnen gewesen. Margaret zu Liebe gehen wir hinein. Ein breites, gross angelegtes Treppenhaus führt zu den Gemäldegalerien. Sie sind von Besuchern buchstäblich leer. Ich kann mich nicht besinnen je in ein Museum gegangen

zu sein, dass bis zu unserem Eintritt leer von Besuchern war. Zwei Wärter stehen Wache. Ein Mann und eine Frau. Offenbar betrachten sie uns als vollkommen ungefährlich, und tun als bedürften die Gemälde ihres Schutzes heute mittags nicht. Sie reden unaufhörlich mit einander, wie zwei alte Freunde die sich seit Jahren zum ersten male wieder treffen; so viel scheinen sie sich zu erzählen haben. Und doch muss man annehmen, dass sie sich tatsächlich in diesen Hallen gesenüberstehen, und ich vermute, dass ihr Gespräch schon Monate währt. Es mag auch sein, dass sie immer mit einander reden, und dass ihr Gespräch niemals ein Ende hat.

Ich wusste, dass Margaret nicht so viel wie mir an den braunschweiger Strassen liest, und was mich anlangt, obsleich mir die holländischen Landschaftsgemälde, deren das Museum so viele besitzt, sehr gefallen, sind es doch mehr darum die Stadt selbst zu sehen, und an der Aufgabe die ich mir gesetzt hatte fortzuarbeiten. Wir verabredeten deshalb, uns in einer Stunde wieder in der Eingangshalle des Museums zu treffen, und taten das auch. Inzwischen sind ich über die Museumstrasse und die Helmstedter Strasse in die Kastanienallee. Die grossen alten Kastanienbäume an die ich mich zu erinnern meine, sind nicht mehr da. Streckenweise ist die Kastanienallee kahl, also ohne Bäume irsendeiner Art; anderen Ortes hat man kleine Junge Kastanienbäume anserpflanzt, welche jedoch zu gering erscheinen, um dem viel versprechenden Namen Genöse zu tun.

Mein Ziel in der Kastanienallee war ein kleines Haus, Nummer 26, in dem meine Mutter gross geworden ist. Es steht noch Ecke Rosenstrasse, vom Kriese unversehrt. Im Strassensgeschoss hat man eine Bierstube eingerichtet. In den sechzis Jahren seit meine Mutter dort auszos, blieb das Haus vor Jeslichen Verschönerungsversuchen verschont. Ich habe es gesehen, und der Erinnerung halber, nicht des Aussehens wegen, photographiert. Ich sind dann auf einem Umweg über die Hochstrasse, wo mir der grosse Wasserturm auffiel, über die Bismarckstrasse, wieder am Theater vorbei zum Museum zurück, wo Margaret schon auf mich wartete. Sie kaufte eine Ansichtspostkarte mit dem Familienbilde von Rembrandt. Dann sind wir über den Schulweg durch das einstige Schlossselände. Das Schloss selbst, in der Nazi-Zeit eine SS Führerschule, war im Kriese schwer beschädigt. Man hat es abgerissen und hat an seine Stelle ein schillernd metallenes Gebäude aufgeföhrt, ein Kaufhaus, wenn ich nicht irre, ein Schloss, mit anderen Worten, der Geschäftswelt. Es steht an unsefähr demselben Ort, und hat vergleichbare Masse mit dem grossartigen Gebäude das es ersetzt. Wer noch die Erinnerung des alten Schlosses in sich tröst, den überfällt momentan die schaurige Vorstellung, jener elesante Bau sei vielleicht von einem bösen Zauberer in diesen schäbigen Blechkasten der Jetzt dort steht, verhext worden.

Nun sind wir noch einmal den Bohlweg in Richtung auf

den Steinweg. An der linken Seite, Ecke Langer Hof, ist ein Mietshaus in ultramodernem Stil aufgeführt. Im Parterre sind Läden. Die oberen Stockwerke sind als Bureaus, vielleicht sogar als Wohnungen eingerichtet, ein Bau in so auffällig schlechtem Geschmacke, so dass das ästhetische Empfinden daran leidet, und das Auge sich an ihm verletzt, wie das Ohr, das einem schrillen falschen Ton aussiefert ist.

Obsgleich die Regierungsgebäude auf der westlichen Wendenstrasse noch stehen, ist dies ein Teil Braunschweigs, wo ich den Verlust der alten Stadt aufs Neue schmerzlich empfinde. Wenn man links nach der Andreaskirche blickt, sieht man wie völlig die alten Bauten dieses Stadtteils zerstört wurden. Noch schlimmer aber, und dies ist bezeichnend und dem Verständnis wichtig, ist die Schabierkeit der Gebäude, welche das Zerstörte ersetzen sollten, in ihrer rüden Stillosität und Geschmacklosigkeit. Ein Wienerwaldrestaurant, ein Sexshop und eine Glückssepielarkade bezeichnen das Niveau.

Die kleinen Wachen am Wendenwehr sehen schmutzig aus. Ich glaube seitdem wir aus Braunschweig fort sind, hat man sie nicht mehr gestrichen. Die Oker glänzt schmutzig grün. Ein paar Enten schwimmen ziellos umher. Sie tun mir Leid. An der Ecke Schleinitzstrasse steht das Hochhaus der Technischen Universität. Es sieht aus, als ob es durch einen Irrtum dort stehe, eigentlich aber ganz wo anders hin gehöre, ich weiss nicht wo, vielleicht zum Kendall Square in Cambridge. Das gleiche gilt auch für die niedrigeren Gebäude der TU entlang der Schleinitzstrasse, welche weniger störend wirken, nur weil sie nicht so auffällig sind.

Wir haben dann Klemens abgeholt. Er hatte sich ausgeruht. Wir fahren alle drei über Riddasshausen in den Elm, ins Reitlingstal. Klemens fühlte sich aber zu schlecht um auch nur ein bisschen spazieren zu gehen. Während er im Wagen blieb, gingen Margarete und ich ein paar Minuten die alten Wanderwege entlang, auf die ich mich noch aus alten Tagen besinne. Wir schlusen den Weg zum Tetzstein ein. Die einstigen Wegweiser sind durch Zählenschilder ersetzt. In Deutschland haben heutzutage nicht nur die Autobahnen, sondern auch die Wanderwege ihre Nummern. Ich erinnere mich noch an wunderbar verheissende selbe Himmelsschlüsselchen die am Strassenrande vor dem Reitlingssasthaus blühten. Auch an diesem Tage suchte ich nach ihnen, aber es waren keine da.

Vom Walde selbst sind grosse Flächen abgeholzt, zu Wiesen geworden, wo neu angepflanzte Bäume vorsichtig und provisorisch nach dem Himmel streben. Es wird mehrere Menschenalter dauern, eh sie ihre Vorgänger, die wuchtigen Buchen, die vermutlich am sauren Regen gestorben sind, ersetzen können. Und wer weiss, ob sie es überhaupt so weit bringen.

Weil unsere Zimmer in der Schleinitzstrasse für das Wochenende an die Beteiligten an einem Verbindungstreffen versprochen worden waren, mussten wir und nach andere Herberge umsehen. Dies war ein Zweck unserer Fahrt in den Elm. Wir suchten erst in Lucklum, aber im Gasthaus dort vermietet man keine Zimmer mehr. Zurück auf der Elmhöhe, wo die Stasse links zum Tetzelstein führt, bemerkten wir ein Schild, das rechts zum Gasthaus Amleben weist. Dort fuhren wir hin, und mieteten zwei sehr angenehme Zimmer, in denen wir die Nächte vom Freitag und Sonnabend angenehm übernachteten würden.

Als unsere Beherbergung besorgt war, fuhren wir nach Kneitlingen, ein kleines Dorf etwa zwei Kilometer entfernt, das als der Geburtsort Till Eulenspiessels, des grossen deutschen Lebensphilosophen, bekannt ist, Till Eulenspiessel ist dem deutschen Denken, was Sokrates dem griechischen war, nur dass die Deutschen, im Gegensatz zu den Griechen, ihren Helden noch nicht einmal ernst genug nahmen, ihn umzubringen.

Schöppenstedt ist eine sehr kleine Stadt, oder ein grosses Dorf, wie man nun gerade will, mit einer hässlichen Zuckerraffinerie, deren Schornstein meilenweit den Horizont verunstaltet, aber einer wunderhübschen einfachen von hohen Bäumen beschatteten romanischen Kirche.

Von Schöppenstedt fuhren wir nach Königslutter. Dort stand der Dom zufällig offen. Wir gingen hinein, und liessen unsere Blicke die alten gotischen Gewölbe hinauf und hinab wandern. Wir machten auch Photographien.

Von Königslutter fuhren wir nach Norden, über Fallersleben, an der jüngst aufgeschossenen Volkswagenstadt Wolfsburg vorbei, in Richtung Gifhorn, denn wir suchten die Heide. Aber wir fanden sie nicht. Wo Heide sein sollte, waren ordentlich saftige Felder, deren hell-grüne Getreidesprossen im Abendlicht glänzten. Wir fuhren an einer Lichtung vorbei, wo am Strassenrand einige Büschel Heide wucherten. Diese waren aber nur ein schmaler Ramen eines frisch-saftigen Feldes, auf dem ein Bauer mit seinem Traktor noch eh es dunkelte die letzten Furchen in die Erde schnitt. Ach, dachte ich, da haben wir uns ausgerechnet zum Besärbnis des letzten Heidefleckens eingefunden. Unsere Wirtin in der Schleinitzstrasse hat uns hinterher erzählt, das die Urheidelandschaft noch im Naturschutzpark aufbewahrt wird. Gewiss ist das besser als ganz zerstört, aber die Natur in einem Schutzpark ist in ihrer Weise so traurig wie ein wildes Tier im zoologischen Garten, der seiner Wildheit spottet. Als wir bis Gifhorn keine Heide gefunden hatten, fuhren wir nördlich in Richtung Lüneburg, aber auch hier fanden wir keine Heide, dann südwestlich nach Celle. Es war vergeblich. Langsam wurde es dunkel. Zuletzt war die Landschaft nicht mehr zu unterscheiden. Dann konnte man sich mit ein wenig Einbildungskraft überzeugen, dass hier und da, überall, so weit das Auge oder die Phantasie es wahr haben wollte, von Birken

bewacht, das Heidekraut sich ausdehnte. Aber es war die Sehnsucht sie sich selbst betrog.

Es fing an zu regnen, erst tropfenweise, dann in Strömen. Die Scheibenwischer des kleinen Opel konnten dem Regenschuss kaum standhalten. Ein Dichter könnte behauptet haben, dass auch der Himmel über die zerstörte Heide weinte.

Als wir uns Braunschweig näherten, vermehrte sich der Autoverkehr. Die Strasse wurde breiter. Verkehrsschilder boten uns die Wahl über die Celler oder die Hamburger Strasse in die Stadt hinein zu fahren. Fabriken, Lädenhäuser, Tankstellen, Reklameschilder machten Wettbewerb um die Aufmerksamkeit des Reisenden. Der Unterschied zwischen Deutschland und Amerika verschwand. Ich hätte genau so gut des Abends in Boston oder Bristol ankommen können. Da fühlte ich mich dreifach zu Hause.

In der Schleinitzstrasse fanden wir wieder einen Parkplatz. Man kann dort nur am Abend seinen Wagen stehen lassen. Tagsüber sind beide Strassenseiten mit den Autos der Studenten der Technischen Hochschule überfüllt. Um die Ecke, auf der Fockelstrasse ist eine Telefonzelle. Von dort versuchte ich Mutti und Paps anzurufen. Eine Frauenstimme beantwortete das Telefon und sang fort ohne sich erkannt zu haben. Es hätte Marrit sein können, die Mutti ans Telefon rief. Die Telefonanlage aber war ungeduldig und tickte rücksichtslos die Sekunden ab. Eh sich wieder jemand meldete, war die Verbindung unterbrochen.

Einige Themen die mich interessieren.

Die ästhetische und gesellschaftliche Bedeutung der Ansiedlung in Dörfern, und die entsprechend von Menschen unbewohnte Landschaft.

Die ästhetische und gesellschaftliche Bedeutung der Einheit der Bauart. Die Begründung der Stileinheit.

Von dem Bruch der Baustile in der Moderne.

Über die unterschiedliche Zerstörung der Stadt, der Wirtschaft, und des menschlichen Lebens.

Über das Lernen vom Tode und von der Vergänglichkeit a) des Lebens und b) der irdischen Dinge.

Über die Frage ob es eine heilige Stadt geben kann, und was ihre Zerstörung bedeuten würde.

Vergleich der zerstörten mit der geretteten Stadt.

Die Untaten der dreissiger Jahre als Schuld der national-sozialistischen Regierung. Das "Wir" in der Gesellschaft. Der Ursprung des gemeinschaftlichen Handelns. Die Auflösung des "Wir", und die verschwundenen Nazis.

Die ästhetischen Probleme des Wiederaufbaus und der Rekonstruktion. Die Bedeutung der Restauration im Allgemeinen und im Besonderen.

Die notwendige Verwandlung im Leben, und im Bild einer Stadt. Verwandlung als sterben, und Verwandlung als geboren werden, ins Leben kommen.

Die Trauer als Flucht, als Abwende, als "Escape" von der Verantwortung, als Entschuldigung für persönliches Versagen und für persönliche Schuld.

Ein wesentlicher ästhetischer Fehler des Wiederaufbaus in Braunschweig war vielleicht, der Versuch den Plan, d.h. die Strassenanlage der völlig zerstörten Stadtteile beizubehalten, obsieich es nicht praktisch oder nicht wünschenswert erschien, das Stadtbild wieder herzurichten. Es wäre vielleicht richtiger gewesen, eine ganz neue Stadt anzulegen, als die alte Stadt mit modernen Gebäuden zu ergänzen.

Heute ist der 8. Juni 1984.

Gestern, ich weiss nicht ob ich es schon diktiert habe, fuhren wir über Riddagshausen in den Elm. In Riddagshausen, in einem kleinen Lebensmittelgeschäft, kauften wir Vorräte zum Abendessen. Auf die Landschaft durch die man von Braunschweig nach Lucklum, und von Lucklum ins Reitlingsstal fährt, konnte ich mich nicht mehr genau besinnen, obsieich ich während der vielen dazwischenfallenden (intervenings) Jahre, es oftmals versucht hatte, ihr Bild mir ins Gedächtnis zurückzurufen. Das Unvermögen, zwischen zwei klar erinnerten Plätzen die Verbindung zu besreifen, ist ein besonders reizender Gedächtnisausfall, der immer wieder meine Vorstellung beschäftigte.

Im Elm waren grosse Teile des Waldes abgeholzt. Viele der hohen Buchen waren abgeschlagen, und ihre Baumstämme lagen leichenhaft aufgestapelt an den Rändern der Wanderwege, der Grösse nach sortiert, zum abtransportieren bereit. Hier, wie später im Harz, beobachteten wir, wie emsie die deutschen Förster die erkrankten Bäume abschlagen, so dass wer man einen kranken Baum sehen will, um sich von dem Bestehen der Krankheit selbst zu überzeugen, erst eine Weile Ausschau halten muss. Die Förster behandeln das Waldsterben wie eine ansteckende Krankheit, so unvernünftig diese Annahme auch selten muss, in anbetracht der allgemeinen Überzeugung welche die Umweltverschmutzung für den Tod der Wälder verantwortlich

macht. Die Förster bestätigen dann ihre Vermutung mit der Beobachtung oder Behauptung, dass die erkrankten oder gestorbenen Bäume die Borkenkäfer anziehen, welche dann das Siechtum der erkrankten Bäume noch vergrößert, und vermutlich auch gesunde Bäume in Mitleidenschaft zieht. Deshalb hat man im Walde vielerorten blendend weisse Schilder aufgehängt, von denen ich zuerst annahm, dass die dazu dienenden den Vögeln und dem Wild amtliche Anordnungen zum Gebrauche des Waldes mitzuteilen. Als ich aber, wir waren noch in Hessen und hielten an einem Autobahnrastplatz, mich selbst einmal mit dem Inhalt der Schilder bekannt machen wollte, und eines von ihnen näher inspizierte, erkannte ich, dass sie keine Gesetzesverordnungen verkündeten, sondern ein von den Borkenkäfern riechbares Geschlechtshormon, dass diese in die grossen weissen Fallen locken sollte. In den Fallen, die ich mir näher ansah, konnte ich aber keine Käfer finden.

Zu erst kam mir der Gedanke, dass das Waldsterben vielleicht nur Einbildung war, denn ich war seneist den deutschen Waldärzten Schwächen in der Diagnostik sowohl als auch in der Therapeutik zuzumuten ähnlich wie ich sie bei den Menschenärzten beobachtet hatte. Fraglos, dass die Bäche verschmutzt und die Luft verseucht ist. Man braucht nur in das grünlich braune Wasser der Flüsse zu blicken und versuchen den Grund zu sehen. Sei es die Oker oder die Aller, die Werra, die Weser, der Neckar, der Main oder, und besonders der Rhein. Das Rheinsold ist hoffnungslos, ich fürchte, unwiederbringlich verloren. Und die Luft, man braucht nur einmal tief einzusatmen um das Gift zu spüren. Den Schwefelwasserstoffgestank der mir in Nikolassee zum ersten mal die Brust beklemmte, kehrte auf der ganzen Deutschlandreise wieder, in Assmannshausen, in Braunschweig, in Amelaben, in Goslar, in Aue, in Bamberg. Selbst die Alpenluft ist nicht mehr rein. Ich weiss nicht, wie lange das die Bäume ertragen können, aber auf die menschlichen Gewissen sollte ich meinen, könnte es recht bedrückend wirken, und ich fände es durchaus natürlich und in der Ordnung, wenn die Förster, und wenn überhaupt Leute die der Natur gesenüber eine Beziehung von Ehrfurcht und Verantwortung unterhalten, ein so schlechtes Gewissen hätten, dass jeder sterbende Baum sie an ihre Schuld erinnerte, und dass sie sich selber als Ursache der Weltverseuchung beschuldigten. Übrigens ist der Ausdruck Umwelt, wie in Umweltverschmutzung, Umweltzerstörung fehlerhaft, denn er scheint anzudeuten, oder lässt jedenfalls die Möglichkeit bestehen, dass die Welt, die hier zu Nichte gemacht wird, ein Gebiet "um" den Menschen herum bezeichnet. Was der Mensch aber zerstört, ist nicht nur die Umwelt, sondern die auch die Innenwelt, denn ohne Umwelt gibt es kein Leben, und ohne Leben, gibt es überhaupt keine Welt.

Was nun die Therapie, das beflissene Abholzen erkrankter Bäumbestände betrifft, so empfinde ich sie als unklug und übertrieben, Ausdruck einer unangebrachten kosmetischen

Besorgnis um die Erscheinung des Waldes, die letzten Endes in so fragwürdigem Verhältnis zur Gesundheit des Waldes steht, wie die Erscheinung des menschlichen Körpers zu dessen Leistungsfähigkeit. Dass der vernarbte Körper der gesündeste sein kann, und der oberflächlich makellose, inwendig verfallen, dass wissen alle guten Ärzte und Romanschriftsteller. Vielleicht sollte man die toten Bäume stehen lassen, als Erinnerung an die Schuld und an die Dummheit mit der wir uns selber zerstören. Der Wind würde sie dann eines Tages umreißen, und sie würden die Erde mit ihrem Moder bereichern.

Hinzu kommt die verwirrende Vielfältigkeit des Interesses an der Abholzung. Gewiss, man verordnet es, um den Wald vor Borkenkäfern zu schützen, man verordnet es, um der landschaftlichen Schönheit willen, aber man verkauft doch auch das Holz, man bekommt Geld dafür, das die öffentlichen Koffer, die in vielen Ortschaften fast leer sein sollen, ein wenig wieder anfällt, wenn auch nur in geringem Masse. Da hat der Waldchirurg doch hinreichenden Grund mit der Diagnose des Waldsterbens nicht einzeln zu sein, und hier ein paar und dort ein paar Bäume fällen zu lassen, die hätte man sie leben lassen, selbst in kränklichem Zustände den Sprossen noch Jahrelang zum abendlichen Trommeln gedient hätten. Vielleicht hätten sie sich auch wieder erholt. Menschen genesen von Krankheiten, warum nicht Bäume auch? Aber die Chirurgen sind überall die gleichen.

Am Reitling kamen ein Autobus und zwei Personenwagen angefahren. Die Besucher schienen fast alle ältere Leute zu sein, in den sechziger und siebziger Jahren....

Heute sind wir über die Abt Jerusalem Strasse, die Gaussstrasse, den Bültenweg, die Karl Jasper Allee, an der Garnison Kirche vorbei, über die Wilhelm Bode Strasse, und durch den Prinz Albrecht Park zum Franzosen Feld gesessen, dorthin wo wir als Kinder gerodelt haben, und weiter über die kleine Eisenbahnbrücke hinweg nach Riddasshausen.

Die Aufgabe für mich ist im Rilkeschen Sinne meine Kindheit noch einmal zu erleben, zu vervollkommen, aus ihrer Abgerissenheit etwas Vernünftiges zu machen. Das Abgerissene zu rationalisieren, es zu verstehen, und seine Bedeutung zu verinnerlichen. Ich glaube die Aufgabe ist, das was ich erlebt habe und erlebe ins allgemein Menschliche zu übersetzen, das heisst zu verstehen, dass was ich erlebt habe nicht einzigartig ist, sondern dass es Tausende von Mitmenschen dasselbe oder Vergleichbares erlebt haben. Die Zäse, die Elemente dieses Erlebens, glaube ich, bleiben immer die gleichen, oder doch mit einander vergleichbar. Denn wie wir Menschen nun einmal veranlagt sind, so erscheint uns die Dauer wie das Leben, die Abwandlung aber wie der Tod. Die Aufgabe ist nun diese Gleichung auf den Kopf zu stellen, die scheinbar tödliche Verwandlung als Leben zu betrachten, und

das scheinbar lendende Sichsleichbleiben als Tod.

In Riddasshausen stehen wir an der Klosterkirche, Turmfalken seseln über das hohe steile Dach des Mittelschiffs. Ein Pförtner fest die Strassen und klast über seine hohen Arbeitsstunden. Er versleicht sich mit den Metallarbeitern, welche zur Zeit für eine 35 Stunden Arbeitswoche streiken. Er beklast die Kritiker, die benörselfn, dass ein Teil des Klostersutes an das Volkswasenwerk verkauft oder langfristis verpachtet wurde. Das Volkswasenwerk hat sich im Klostersut eingesenistet und hat dort ein Marketing Manasement Institut einserichtet. Bei dem Kauf hat das Volkswasenwerk die Verpflichtung auf sich genommen, den von ihm benutzten Teil des Klostersutes, den orisinellen Bauplänen entspreched zu restaurieren.

Es ist wichtig, die Bauarten aus verschiedenen Perspektiven zu betrachten. Man muss sich zum Beispiel vorstellen, dass die Einföhrungen neuer Baustile im Laufe der Jahrhunderte eben so viel, oder dasselbe oder ähnliches, Unbehagen auf Seiten grosser Teile der Bevölkerung auslöste, wie manchen von uns die neuere Architektur bereitet. Ich halte es für möglich, dass man einst vielleicht diese einfachen soliden unpreteziösen Notbauten, welche in so grosser Anzahl kurz nach dem Kriese ohne jeglichen Schmuck und Verzierung aufserichtet wurden, damit Menschen Wohnungen und Arbeitsmöglichkeiten hätten, bei weitem höher an Sinn und Wert schätzen wird, als Zeusnis und Ausdruck der Not, die damals herrschte.

Ganz sicherlich machen wir einen Fehler wenn wir unsere Augen auf die Gebäude richten, anstat auf die Menschen, welche diese Gebäude bauen, in ihnen wohnen und arbeiten, sie schmücken und zieren, und sie von Zeit zu Zeit zerstören. Vielleicht sollten wir, stat den Verlust des mittelalterlichen Stadtbildes zu beklagen, die Kraft und den Lebenswillen der Menschen bewundern, denen es gelang, so wenise Jahre nach einem so schweren Verlust, die Stadt aus ihren Trümmern wieder aufzubauen. Der ästhetische Wert der Architektur, der Baukunst, und der Gebäude selbst, liest ja zu einem sehr grossen Teil in seinen symbolischen Bedeutungen. Und diese Symbolik, die Verbindung der grossen Katastrophe, sollte genügen um auch der einfachen Bauart, mit der das Verlorene ersetzt wurde, Sinn und Würde und Schönheit zu verleihen.

Wir sehen über die Teichdämme. Über den Kreuzteiche weht ein leichter köhler Fröhlingswind. Die Enten mit ihren Köcken schwimmen gemächlich durch die vom Winde aufgetriebenen Wellen. Gänse marschieren im Gänsemarsch auf trockenem Wese auf uns zu und um uns herum. Informationstafeln belehren uns über Tier und Planze. Wesweiser sibst es nicht, denn hier ist Jeder zu Hause, wo man der Richtungsanweiser nicht bedarf. Eine besorste Resierung, liebenswürdiser als alles was mir in der erzdemokratischen

Neuen Welt besesnet ist, wirbt um das wohlwollen ihrer Untertanen:

"Liebe Bürger. Die Sperrung des Spazierweges an dieser Stelle erfolgte aus Gründen des Naturschutzes. Reinhardtsteich und Schafenbruchteich sind ein zusammenhängender Lebensraum für zahlreiche schutzbedürftige Pflanzen und Tiere. Der gesperrte Weg verschnitt dieses natürliche Beziehungsgeföse und störte es empfindlich. Ziel der Massnahme ist es auch den Reinhardtsteich in den ausschliesslich dem Naturschutz vorbehaltenen Bereich des Schafenbruchteiches einzubeziehen. Die Stadtverwaltung hat als Ausgleich für den gesperrten Weg um den Reinhardtsteich herum einen neuen Weg ausgebaut. Bitte haben sie für diese Naturschutzmassnahme Verständnis und nutzen sie den neuen Weg. - Stadt Braunschweig, Städt. Garten und Friedhofsamt."

Eine der befriedigendsten Eigenschaften unseres Besuches, die Höflichkeit mit der die Resierung Jedenfalls auf den Schildern ihren Bürgern gesenüber. Oder sollte das Versäntung sein, für den Terror mit dem einst die vorhersehenden Resierungen diese selben Bürger einschüchterten.

Wir sehen jetzt am Rande der Buchhorst. Links die weiten grünen Felder, rechts der etwas struppige Wald. Ab und zu werden wir von Radfahrern überholt, und ich besinne mich, wie wir hier als Kinder, allein und mit den Frielinshauschen Freunden, auch auf Rädern das Weite gesucht haben. Wir sind auf das ehemalige Eisenbahngelände bei Schafen gelangt. Der alte Bahnhof steht noch, jetzt am Rande eines Weizenfeldes. Das allesesenhärtige Wirtshaus ladet uns ein, aber wir sehen vorbei. Ich denke über die Asthetik der Stadtbilder, die wir gesehen haben, nach, und unterhalte mich mit Klemens:

I have been thinking about the towns that we have seen. I conclude that their attractiveness derives not only in part from an inherent artistic quality, and that is open to question. Sometimes I say to myself that there is nothing essentially beautiful in these cramped old houses, in these compressed and tortuous streets. What one values about them is the history to which they are witness. The esthetic effect derives from use and from continuity. The is aware that one acts within a framework which is centuries old, and that ones relationship to actuality is analogous or comparable to that which the citizens who have preceded one have had, like using a piece of furniture, or using a tool, an instrument that has seen decades or centuries of prior use. And deriving reassurance and protection and security from the fact that if it has worked this long, if it has served so many preceding generations and it continues to serve us.

There may be some magical inferences involved. If one then translates oneself, puts oneself into the position of a detached viewer, one would ... Think of the crude simplicity of the Romanesque architecture which is so significant and so highly valued, in part because of its ... And if you then interpret the contemporary architecture as an expression of the remarkable recovery which these people made from that devastation, then it immediately takes on a human value which is comparable to that which was lost. What impresses me about the interpretation of architecture and architectural styles, is that it must necessarily be done in the context of history and of unique human experience. If one simply gawks at something because it is huge and ancient, as one admires the pyramids, not being mindful of the authoritarian state which made that kind of architecture possible, one engages in a fantastical, sentimental and I think foolish way of looking at things. One does consider the analogy between the pyramids and the churches and the department store buildings and the autobahnen, the differences are also immediately striking, in that the pyramids were totally useless, the symptoms of the most deplorable kind of idolatry, to preserve the mummy of a king, while the modern structures have much utility and in that respect a great deal of social effectiveness. That building there in its simplicity is really quite attractive to me.

Going back to the churches, my view has also changed, I used to consider them for many years, after I stopped marveling over them without thinking, as monuments to ecclesiastical power, and to the exploitation of the poor as Marx would have seen them. I thought that this was part of the opiate with which the people were oppressed. But what impresses me, what I learned in Speyer, is that when you contemplate a totally secular society, unable to define or to express religious experience, then you realize that the churches are a manifestation of a kind of inwardness, perhaps the only outward evidence of such inwardness of which the society was capable. If you consider the peasant, the merchant, the persons who constituted the great majority of medieval society, who were illiterate, who were no artists, who knew no poetry, and whose sacred scriptures were in a language they could not understand, for them the cathedral provided a collective expression of individual inwardness, it was a communal instrument of edification, it was evidence, it gave substance, it provided occasion for the experience of inwardness to which these people had no other access. And this is really one of the functions of organized religion, or to be more concrete, the diminished importance of the kind of religious experience that occurs in a building such as this, resulted from the Reformation with its increasing literacy, every man being his own priest, a kind of religious independence that was impossible before. This is a tentative idea. It is less destructive than the Marxist view of organized religion as being purely destructive. I shall have to try

that out for some time before I can endorse it.

One of the important consequences of this trip is that it has established or restored a relationship to the city. That has always been important to me, but for all these years, it was inaccessible. I was aghast when we first drove into Braunschweig, and I saw how different everything was, but I think it would be easy for me to adapt myself to it, and I am sure that if I had work here, I could soon be quite comfortable. I do not mean to make a fetish of my aversion to mourning. I am very much impressed by what these people have accomplished in recovering from this catastrophe. This has to be put into the scale against the architectural values that have been lost. It weighs heavily. Not that one should praise or encourage this kind of destruction, but periodic destruction, historically, has been an integral part of the life of these cities, and it is amazing how they have recovered and survived and flourished in spite of it. This is something profoundly unhistorical in the assumption that until the last war, these cities were permanent, and that the crisis that they have just survived was unique. What is going on now, is a crisis comparable to the one that gripped Germany, and perhaps all of Europe, at the end of the Middle Ages.

Auf dem Kohlmarkt.

Mewes, wo wir einst unsere Schallplatten kauften, und Störig, die Schreibwarenhandlung, beide bestehen sie noch auf dem Kohlmarkt, wiewohl in wiederaufgebauten Gebäuden.

Heute morgen gingen wir nach dem Frühstück über die Pockelstrasse, Abt Jerusalem Strasse, Hasenring, Jasper Alee, Wilhelm Bode Strasse, zum des Franzische Feld, wo wir als Kinder einst rodelten. Auf seinem Giebel steht jetzt eine Aussichtsplattform, von der man über die Stadt hinaus blicken kann, und wenn einem entsprechend zumute ist, über sie weinen. Weil die Kirchtürme sämtlich erhalten oder wiederhergestellt sind, wird man aus der Entfernung die Zerstörung nicht gewahr. Aber die Graffiti am Beton deuten darauf hin, wie tief und fest sie im Bewusstsein der Menschen verankert ist. "Nie wieder Krieg", ist in grossen schwarzen Lettern aufgetragen, dabei weiss jeder, wie seflissentlich man sich jeden Tag auf den Krieg, den wüstesten, alles zerstörenden, nichts hintersichlassenden, vorbereitet.

Von hier aus gingen weiter über die Ebertstrasse, einst die Adolf Hitler Strasse, nach Riddasshausen, zuerst ins Kloster, wo uns der Mann, der missmutig den Hof feste, auf die alte Eiche aufmerksam machte, von der er behauptete, sie sei der älteste Baum in Braunschweig. Er zeigte auch auf das Sterbehaus, jetzt unzusänzlich hinter Zaun und Bäumen, eine Art mittelalterliche Intensivstation, wo man die Menschen zum Sterben hinleste. Über den Dächern der Klosterkirche,

kreisten die Turmfalken.

Er erzählte uns wie das Volkswagenwerk einen Teil des Klostersutes gekauft habe, um es nach strikten Regeln im unsernömlichen Stil wiederaufzubauen, ein Kostenaufwand, den das Dorf Riddasshausen nicht bestreiten konnte. Unter ähnlichen Vereinbarungen hatte die lutherische Kirche dort ein Verwaltungsgebäude nach den unsernömlichen Plänen gebaut, das in rötlichem Gelb, der Zisterzienser Farbe, gestrichen war. Als wir durch das alte Klostertor gingen, war es genau zwölf Uhr, und die grossen Turmslocken fingen an zu läuten, wie sie wohl den Mönchen und Pilsern, den Soldaten und Bauern und Bürgern vergangener Jahrhunderte geläutet hatten. Oder vielleicht waren sie neu. Am Klang konnte man das nicht unterscheiden. Nur dass sie nicht elektronisch waren, das war ganz sicher.

Vom Klostersut gingen wir über die Teichdämme, wo Schwäne, vielerlei Enten und Gänse uns freundlich bespritzten, dann durch die Buchhorst. Wir benutzten den bekannten Bahnübergang an der Strecke nach Schandelah, die Fusswegüberführung etwas weiter im Walde hatte man abgebaut, vermutlich als die Strecke elektrifiziert wurde. Kurz eh wir zum Grünen Jäger kamen, fing es zu regnen an, minutenweise ziemlich stark. Wir warteten den Regen unter der Eisenbahnbrücke auf der Landstrasse ab, gingen dann weiter zum Grünen Jäger, dessen Speisesaal noch geschlossen zu sein schien, aber sowieso für unsere Ansprüche uns viel zu teuer dünkte.

Wir spazierten also ein paar hundert Meter zurück an die Autobushaltestelle, und fuhren mit dem Autobus zurück nach Braunschweig. Der Autofahrer war ungemein grob, der unfreundlichste Mensch der uns in Deutschland begegnet ist, und sah uns keine Erklärung, wie und wo man bezahlen musste, so dass wir beinahe eine Strafe von mehreren hundert Mark hätten abbüssen müssen. Am Altstadtmarkt stiegen wir aus, besichtigten das alte Rathaus und die Martini Kirche. Das Gewandhaus, seine Verzierungen liebevoll bunt bemalt, glänzte förmlich in neu erblühter Pracht. Es sah schmucker aus, als ich es je gesehen hatte. Wir wollten die Sonnenstrasse entlang zum Hohen Tore sehen, aber der Strassenname nützte uns nichts, schwarze Wolken drängten sich über der Martinikirche zusammen, und es begann zu regnen, erst sachte, dann immer stärker. So eilten wir durch die Garküche, über die Brabantstrasse, und fanden Schutz vor dem Regen, wo sonst, als bei Karstadt, Ecke Post und Brabantstrasse.

Das grosse Warenhaus, welches Zweisstellen, so scheint es mir, in fast allen deutschen Städten die wir besuchten, hat, verfügt über einen Neubau in der Poststrasse, welche den berühmten schönen Blick auf das Gewandhaus und auf den Altstadtmarkt bietet. Um diesen Blick nicht durch eine allzumoderne Stirnseite zu beeinträchtigen, hat man die

Aussenwände des grossen Kaufhauses durch eine beträchtliche Zahl mittelgrosser Fenster aufgebrochen, von denen jedes mit seinem eigenen kleinen ziemlich steilen Dach überwölbt ist. Diese vielen kleinen Dächer sind aus demselben dunkelroten Ziegelsteinen bedeckt, wie auch die senkrechten Flächen der Wand, und verleihen dem Haus ein märchenartiges, phantastisches Aussehen. Das Gebäude, sieht auf den ersten Blick, wie ein riesiger schwarzer Pappkarton aus, dessen Seiten durch die beschriebenen Fenster aufgebrochen sind, ein übergrosses Puppenhaus, was es vielleicht auch in tieferem Sinne ist, ein Witz vielleicht, eine zeitsenössische Eulenspiegelei, deren Berechtigung auf ihre Schnurrigkeit begründet ist.

Der Nachmittag war schon halb vorüber, wir hatten die Mittagsmahlzeit aufgeschoben, und waren nun hungrig. Bei Karstadt, sagte ich mir, würde man gut und preiswert essen, denn Karstadt war ja nicht darauf aus, an Mahlzeiten seinen Gewinn zu machen. Karstadt wollte Möbel, Teppiche, und dergleichen mehr verkaufen, und dazu bedarf es gesättigter, wohlgelaunter Kunden, die durch ein erstklassiges, erstaunlich billiges Mahl in gute Stimmung versetzt worden sind, und die von Tische mit einem leiblichen Gefühl des Wohlwollens und Vertrauens in ihren grosszoesigen Gastgeber, in vorzoeslicher Kaufbereitschaft in dessen Ausstellungsraume zurueckkehren. Und so war es auch. Das Karstadtsche Mittagessen war gut und billig, und nachdem wir unseren Nachtmisch verzehrt hatten, schlenderten wir durch die verschiedenen Abteilungen des Grossunternehmens, und bewunderten die kostbaren importierten Teppiche, die bis zum Hochglanz polierten Esstische und Geschirrschranke, die ultramodernen Kuecheneinrichtungen, wie wir sie in der Teutonenstrasse in Nikolassee gesehen hatten, dankbar und befriedigt, dass wir heute jedenfalls nichts davon zu kaufen sezwungen waren.

Noch einmal, nachdem der Regen aufgehört hatte, gingen wir auf den Kohlmarkt zurueck, freuten uns an dem Brunnen, und an den jungen grünen Baemen, die man um ihn herum anseeflanzt hatte, versicherten uns noch einmal des Fortbestehens der altbekannten Geschäfte, und trieben uns dann durch die Schuetzenstrasse, links in die Neue Strasse, und rechts ab, die Goerdelingerstrasse entlang, um die kleine unscheinbare Bartholomäuskirche noch einmal von dieser Seite zu schauen und zu photographieren. Die Stadtzerstoerung hatte die Nordansicht dieses kleinen Gotteshauses auf anschaulichste Art befreit, und ich sah es heute, wie nie zuvor als selbststaendiger Bau. Aber die Ausschachtungen nebenan hatten schon besonnen, ein Bretterzaun war aufgestellt, und die Baukraene waren in Bereitschaft, ein ungestaltetes modernes Bauobjekt, von Hausern ist rechtmässigerweise in Deutschland heutzutage in diesem Zusammenhang nicht mehr die Rede, dort hinzueflanzen, und den offenen Blick zur Bruedernkirche wieder zuzumauern.

Wir lenkten nun links in die Kaffeetwete, die uns in die

Breite Strasse führte, überall Neubauten, nichts übrig von der alten Stadt. Hier um die Ecke, musste der Eulenspiegelbrunnen sein, und er war es auch. Der lebenswürdige Narr sitzt jetzt nicht mehr wie einst der Sonne preisgegeben. Man hat ihm einen Baum zum Schatten gepflanzt. Wie er es seit achtzig Jahren gewohnt ist, sitzt er auf seines Brunnens Rand, mit leicht übersekreuzten Beinen, und mit dem wissenden Lächeln um die Torheit der Menschen auf seinen Wangen, in vertraulichem Gespräch mit seinen treuen Tieren. Ich sah ihn an und dachte, auch er ist aus der Trägheit des Krieses ein besserer und klügerer Mensch hervorgegangen. Besser, ganz gewiss, aber ob klüger bin ich nicht sicher, denn ungewöhnlich klug war er ja schon immer.

Seine Tiere, und es wäre ungerecht, dies nicht einmal ausdrücklich anzuerkennen, haben ein ganz fabelhaftes Benehmen. Nicht einem einzigen der schillernden Wasserstrahlen, den ein Jeder von ihnen mit edler Gelassenheit ins Brunnenbecken speit, gebriecht die vollendete parabolische Form. Sie sind Mustertiere, die Eulen sowohl als auch die Meerkatzen. Er könnte sich mit ihnen auf jedem Marktplatz, wo er wollte, sehen lassen. Der Adler von Goslar müsste eifersüchtig auf sie werden, und das Gänsemädchen in Goettingen würde ganz sicherlich die Tiere alle, samt ihrem Herrn, zu sich auf den Bauernhof einladen. Doch was den alten Löwen auf dem Burgplatz anlangt, er sollte erstmal von Tills geschmeidigen Eulen und Meerkatzen lernen, sich auf einem Brunnenrande zu balancieren, und lernen auch, wie man mit ehrwürdigen braunschweizer Bürgern Konversation macht, stat ihnen, wie ein ungeschorener Löwe, ins Gesicht zu brüllen.

Auch ich unterhielt mich mit ihm, länger als ich es erwartet hatte, und das Geplätscher des Brunnens begleitete unseren Gipfel. Es erwies sich, dass er über die neuzeitliche politische Lage in Deutschland vollkommen im Bilde war. Er beteuerte grosses Interesse an der sogenannten Wende, und erinnerte mich, dass er ja seinerzeit, obsleich er nicht Kohl geheissen, das Volk zu einer Wende nach der anderen einladen habe. Es sei, so erklärte er, ja auch eine Art Wendenpolitik gewesen, als er den Bürgern einen Seiltanz versprochen habe, und sich dazu von ihnen ihre linken Schuhe, oder waren es die rechten, er wusste es nicht mehr so genau, auf sammeln liess, und sie dann von kanzlerischer Höhe unter die Dummen herabwarf. Ein anderes mal habe er eine Wende heraufbeschworen, als er in Helmstedt bei der Kürzung des Sozialhaushalts mitwirkte, indem er auf jetzt wohlbekannte Art, die bettlägerigen Insassen des Krankenhauses dort auf die Beine gebracht habe. Und selbstverständlich sei der berühmte Fluss, den er von der Rathauslaube veranstaltete, ein Wendenkunststück, das ihm die Bonner Regierungsschefs fast jeden Monat in irgendeiner Form nachzumachen sich unterstellten. Besondere Bewunderung bekannte er für den Amnestievorschlag, meinte jedoch, dass er, Till Eulenspiegel, ein zu gewissenhafter und verantwort-

tungsvoller Kerl gewesen sei, als dass er sich einen solches Bubenstück erlaubt hätte.

Ich bemerkte, dass die braunschweigische Filiale von Amnesty International direkt hinter seinem Rücken ihre Türen öffnet. Ich erzählte ihm, dass Amnesty International in Cambridge sich im selben Gebäude mit meiner Praxis einsemietet hat, und wie angenehm es mich berührt in so enger Nachbarschaft mit dieser humanen Organisation meine Arbeit zu verrichten. "Sie scheinen ein recht sentimentaler Mensch zu sein," bemerkte er trocken, nicht ohne Abschätzung. "Und Sie haben damit nichts zu tun?" fragte ich. "Das auch, ich habe hier die ständige Vertretung, habe sie ja so zu sagen schon immer gehabt, habe eine fortwährende Allgemeinuniversalamnestie für alle und für alles schon immer befürwortet. Aber weist du," fuhr er in etwas betrübtem Tone fort, und ich war dankbar gerührt, dass er mich duzte, "mich hätten sie ja seinerzeit ruhig am Galsen schwingen lassen, weil ich nicht nur faselte, sondern ab und zu den Mut aufbrachte, den Gedanken in die Tat umzusetzen. Davor haben sie am meisten Angst. Sie möchten gern einen Unterschied, zwischen dem gemeinen Verbrecher und dem politischen Häftling, aber es gibt ihn nicht. Der Mensch entfremdet sich seiner Gesellschaft, er wird Verbrecher, nur aus Verzweiflung, glaub es mir, ich weiss es. Ich habe mein ganzes Leben in Verzweiflung über die Blödsichtigkeit und Schlechtigkeit der Menschen verbracht, und jetzt, wenn sie wüssten, wie ich über sie denke, so würden sie mich einen Terroristensympathisanten schelten. Für die krümmt Amnesty International nicht den kleinen Finger." Er drehte sich um, und blickte die Schernstrasse hinauf, ob uns vielleicht Jemand überhört hätte. "Bitte, sage es keinem, wie ich denke," sprach er leise, und ein Flehen wob sich in seine Worte, "sonst stecken sie mich wieder in den Keller, wie in den Nazi Jahren, und wir alle müssen es hier draussen in Licht und Luft so viel lieber."

Es fiel mir schwer unser Gespräch abubrechen, denn mir war klar, dass nicht viele Menschen den Weg zum Bäckerkling machen, um sich mit ihm zu unterhalten, und dass es doch manchmal recht einsam um ihn werden muss. "Ich habe doch die hier," sagte er, als ich meine Besorgnis aussprach, und zeigte auf die Tiere, "die klügste Unterhaltung, und die treueste Freundschaft die ein Mensch sich wünschen kann." Er winkte mir ab, und in der Tat, als ich mich noch ein letztes mal nach ihm umdrehte, war er schon wieder in flüsterndem Gespräch mit seinen Eulen und Meerkatzen vertieft.

Vom Bäckerkling zur Petrikerche sind es nur ein paar hundert Meter. Nur ein einziges mal vorher hatte ich diese Kirche besucht, aber um dieses einen Besuches willen, habe ich die Erinnerung an sie, diese vielen Jahre lang, liebend und dankbar in meinem Gedächtnis aufbewahrt. Dort in der Petrikerche, es muss im Jahre 1936 oder 1937 gewesen sein,

ist mir zum ersten mal die Orselmusik von J.S. Bach zu Ohren gekommen. Es kann keine keine grosse Veranstaltung gewesen sein. Bei irsendeiner Gelesenheit, die heute längst nicht mehr zu erforschen ist, forderte meine Vater mich auf, ihn zu einem Orselkonzert in der Petrikerche zu besleiten. An dieses Konzert hese ich bis auf den heutigen Tag eine lebhaftere Erinnerung. Wir sassen hinter einem der massiven acht-eckigen Streberfeiler, auf welchen das gotische Gewölbe ruht, und lauschten der Musik. Erst verstand ich sie nicht, denn Erklärungen gab es keine. Das war nicht wie die Passionsmusik, deren Sinn aus den Texten kenntlich wurde, die sie besleitete. Es waren Tokkaten und Fugen, Praeludien, und wenn sie auch auf Chorsalmelodien fussten, so war doch der Text von der vielstimmigen Variation so überönt, dass eine Erklärung, wenn es sie gesehen hätte, aus einem Bereich anders als dem der Choraltexle hätte geschöpft werden müssen. An einer Stelle, es war der Ausklang einer Toccata, hörte ich es klar, was die Musik bedeutete, und es bedurfte keiner weiteren Erklärung. Denn die Musik lebte, wie sie noch immer lebt, die Stimmen lösen einander ab, sie entstehen, werden lebendig, wachsen auf, werden gross und stark, streben gegen die hohen Gewölbe, und rinsen dort mit den Mauern und mit einander, fallen zurück in sich selbst, versehen und entstehen aufs Neue, damals nicht anders als Jetzt, und Jetzt nicht anders als damals. Damals zuerst bestimmten sie mir eine Welt, die anders und wahrer ist als die alltägliche, ein selobtes Land der Kunst, das zu betreten mir nicht gesehen ist, obsleich sein Klang seit eben jenem Tage und bis heute zu mir dringt.

Zu jener Zeit kannte ich von Bach's Orselwerken nur die kleine G moll Fuge, und die grosse Passacaglia, denn diese beiden Werke besassen wir auf Schallplatten die des öfteren gespielt wurden. Es waren Übertrasungen für Orchester von Leopold Stokowski. Sie entsprechen schon seit langem nicht mehr meinem Geschmack, aber ich will sie nicht bemängeln, denn aller Bombast vermochte nicht das bezwinsende Geföse der Musik zu verdecken. Das habe ich als Kind gehört und auch als Kind schon verstanden, dass diese aufsteisenden und sinkenden, sich gegenseitig treffenden und wieder von einander entfernenden Stimmen von Bach's Musik ein Tongeföse sind, durchaus vergleichbar mit den Gewölben des spreuerschen Domes oder der Georsskerche in Dinkelsbühl, deren ein Jedes in seiner Art der menschlichen Seele und auch der meinigen ein ewiges Zuhause und eine bleibende Heimat anbietet.

Die Musik gewann für mich besondere Bedeutung durch jenen einzisartigen Vorteil den sie besitzt, dass man sie mit sich nehmen kann ... zwar selbstverständlich nicht in ihrer vollkommenen Majestät, aber diese ist letzten Endes dann auch überflüssig. Ein einfaches Lied kann man ja immer vor sich hinsummen, und im Vergleich zu dem musikalischen Reichtum den sie gewähren, sind Schallplatten überaus billig. Früher meinte ich, man müsse selbst Musiker sein, um sich den

Schutz der Musik zusute kommen zu lassen, aber das ist der Fall nur in beschränktem Sinne. Vielleicht muss man tatsächlich Musiker sein, aber gewiss kein sehr gewandter. Das Verständnis der Musik ist durch die gesellschaftlichen Umstände unter denen sie aufgeführt wird, wesentlich erschwert. Ich meine, dass die technische Fertigkeit der Aufführung so leicht zu erkennen ist, und dass sich durch die unterschiedliche Fertigkeit im Spielen ein bedauernswerter Konkurrenzkampf entwickelt, der die Bedeutung der Musik zu verhüllen droht.

Als wir in Amerika waren, in den Hinterwäldern der Appalachen, da blieb uns von der Musik die Erinnerungen an die paar Konzerte die ich gehört hatte, und es waren derer zwei, das erwähnte Orselkonzert in der Petrikirche, und eine Matthäuspassionsaufführung in der berliner Garnisonkirche. Darüber hinaus stammte meine Musikkenntnis von Rundfunkübertragungen und von der kleinen Schallplatten-sammlung meiner Eltern.

Als wir an der Petrikirche vorbei kamen, drangen Orseltöne durch die offene Tür. Ich winkte Margaret und Klemens zu, dass sie schnell kommen möchten. Ich ging hinein durch die alte Tür, und auf ihrer Schwelle umfingen mich die Musik. Ihre Töne trugen mich die sieben oder achtundvierzig Jahre zurück, die verflossen sind, seitdem ich das letzte und erste mal hier gewesen war. Es zog mich zu jenem Platz, hinter einem der grossen achteckigen Pfeiler, ich glaube es war der dritte von hinten, an der linken Seite, wo ich mich erinnerte als Kind gesessen zu haben, an jenem Tage wo ich zum erstenmal diese Musik hörte. Jetzt aber verknüpfen sich die Noten zu einem Netz, welches das Damals mit dem Heute verbindet. Mit jeder Phrase, die der Organist spielt, wird die Verbindung stärker, und die Zeitspanne dichter, und als er die kleine G-moll Fuge anschlöst, da kommen Augenblicke, wo das Einst mit dem Jetzt verschmilzt, und ich mich frage, wie es denn möglich sei, dass diese vielen furchtbaren Jahre sich unterstehen konnten, sich zwischen Damals und Heute so erbarmungslos einzuschieben. Aber die Musik hat ihr eigenes Wissen von der Zeit. Indem sie die fremde Zeit verdrängt, gründet sie ihre eigene unerschütterliche Epoche, am inneren Zeitmass befestigt, eine Verfestigung des Immer-Fliessenden wie wir sie nirgendanderswo besreifen können. So hat die Fuge, wie alles Menschliche, ihre Zeit, sie entsteht, wächst, und findet ihren Beschluss in jenem erstaunlichen Höhepunkt in dem sich das Widerspiel der Stimmen in einem Akkord auflöst. Und als die Fuge sich vollendet hatte, und ihr letzter Klang in den gothischen Gewölben verhallt war, da bestätigten sich auch wieder die fast vergessenen fünfundvierzig Jahre als so unabänderlich, notwendig, und schicksalhaft wie sie es waren. Der Organist spielte noch verschiedene Choralvorspiele, unter ihnen auch das mir so liebe "An den Wassern Babels". Dann war das Konzert zu Ende. Ein Konzert im eigentlichen Sinne war es wohl nicht

gewesen. Der Pfarrer der Petrikerche, zugleich Musiker, hatte zu Zeitvertreib das Orgelspiel geübt. Man hatte keine Zuhörer erwartet. Es war der reinste Zufall der uns diese Musik beschert hatte. Lassen wir es beim Zufall.

Als wir an der Petrikerche vorbei kamen, stand die Tür offen. Der Klang von Orgelmusik drang hinaus, ich setzte mich hinter denselben Streifen hinter dem ich einst, 1936 oder 1937, mit Papa hier ein Konzert bacher Orgelmusik gehört hatte. Was damals gespielt wurde weiss ich nicht mehr. Diesmal spielte der Organist die kleine G-Moll Fuge, eine Toccata und Fuge die ich der Musik aber nicht dem Titel nach kannte, eine Bearbeitung der Kantate "Jesu meines Lebens Wonne," das Choralvorspiel "An den Flüssen Babels," und "Wie schön leuchtet der Morgenstern". Ich war zu Tränen gerührt, und Hölderlin's Worte "Und es kehret umsonst nicht unser Bosen woher er kommt." drängten sich mir auf. Wir blieben bis zum Ende, bis der Organist nach Hause musste, dann sprachen wir mit einer Dame, die offenbar von der Kirche angestellt war. Sie erzählte von den Geldnöten der Kirche, dass kein Geld vorhanden wäre, dass die Gemeindemitglieder in ihren Arbeitsjahren aus der Kirche austreten, um die Kirchensteuer zu sparen, und erst wenn sie in den Ruhestand gekommen sind, und keine oder nur sehr geringe Steuern zahlen müssen, sich wieder als Kirchenmitglieder melden, damit sie ein kirchliches Besondere bekommen können. Die Frau beklagte, dass das Dach, welches nach dem Kriege neu gebaut worden war, schon wieder reparaturbedürftig sei, und dass zu diesen Reparaturen, das Geld nicht reiche. Als wir uns verabschiedeten, drückte ich ihr zwei zwanzig Dollar Scheine in die Hand, als Beitrag für die Wiederherstellung des beschädigten Daches.

In einem kleinen Lebensmittelgeschäft nebenan kauften wir unser Abendbrot ein, ein Päckchen Käse, eine Tomate, und eine Flasche Wein. Brot hatten wir noch genügend. Wir gingen zurück auf unser Zimmer. Nachdem wir gegessen hatten, telefonierte ich Ursula an, und wir verabredeten, dass wir uns am darauffolgenden Tage am Brunnen auf dem Hasenmarkt treffen würden. Dass dieses Gespräch nun glücklich erledigt war, machte mir Mut, auch Pastor Frielinghaus telefonisch zu erreichen zu versuchen. Ich fand seine Nummer im Telefonbuch. Ich wählte, eine Frauenstimme antwortete, auf meine Frage nach Pastor Frielinghaus, ein momentanes Schweigen, aus Verlegenheit. "Warten sie einen Augenblick, bitte." Ein Herr kam an den Apparat. "Pastor Frielinghaus ist gestorben." Ich fragte wann, aber der Herr wusste es nicht. "Wir wohnen seit drei Wochen in dieser Wohnung," erklärte er. Ich entschuldigte mich und legte auf. Ich trauerte nicht, denn es schien mir der natürliche Gang der Dinge.

Margaret war müde, sie wollte einige Korrespondenz erledigen. Sie ging wieder auf unser Zimmer in der Schleinitzstrasse 18. Klemens und ich hatten Lust noch mehr von der

Stadt zu sehen. Wir wanderten also aufs Neue los, wieder die Wendenstrasse entlang, über den Hasenmarkt und den Bohlweg zur Stobenstrasse und zum Asidienmarkt. Von dort führt die Auguststrasse zum J. F. Kennedy Platz, wo einst der Augustplatz gelegen war. Von dort läuft eine neue, die Kurt Schumacher Strasse zu einem gleichfalls neuen Berliner Platz, welcher unmittelbar vor dem alten Ostbahnhof angelegt worden ist. Der Ostbahnhof, wiederum, ist mächtig erweitert, zu dem neuen braunschweiger Hauptbahnhof umgebaut worden. Er ist elegant und gross, ist mit nicht weniger als acht Gleisen ausgestattet, und ist also viel grösser als irgendein Bahnhof in Boston.

Auf dem Rückweg gingen wir über den Lessingplatz zum Bruchtorwall. Zu meiner freudigen Erstaunen sah ich, dass der alte Bahnhof, an den sich so viele Erinnerungen der Kindheit knüpfen, und von dem ich geglaubt hatte, dass auch er im Kriege zerstört worden wäre, noch steht. Und aus der Entfernung jedenfalls, scheint er unversehrt. Die Norddeutsche Landesbank hat sich seiner angenommen, und wo einst Eisenbahnzüge aus allen Teilen Deutschlands ein und ausführen, da verrechnen nun elektronische Datengeräte das Soll und Haben unzähliger Bundesbürger.

Über die Friedrich-Wilhelm Strasse gingen wir zurück auf den Kohlmarkt.

Ich denke mit dem Baumsterben hier in Deutschland ist es wie in Amerika mit der Krebsgefahr. Man hat ein so schlechtes Gewissen, dass man die verschiedensten Versehen gegen die Natur als Ursache für das Waldsterben bezichtigt. Der Vorsatz "Nichts kann schaden", schwenkt um in den Vorsatz "Alles kann schaden."

Hier, an dieser Stelle zum Beispiel, wurden die Bäume offensichtlich von einem Sturm umgerissen. Die schrägen Baumstümpfe der abgeholzten Stämme, mit den halb entblößten Wurzeln, machen es unverkennlich. Überall hat man schon wieder Junge Bäume angepflanzt. Von der jüngeren Generation erhofft man was die ältere nicht mehr leisten konnte.

Das Wichtigste bei dieser Erholungsreise ist die Erfüllung der Aufgabe, die Versäuntheit mit der Gegenwart zu vereinbaren, und wenn man es klarer zu sehen vermag, die Gegenwart mit der Zukunft. Die Hoffnung, die Erwartung, die Vorbereitung der Zukunft, muss ja doch letzten Endes ein Spiegel der Versäuntheit sein. Übrigens ist dieser Ausgleich, ist diese Versöhnung von Versäuntheit und Gegenwart nichts durch Begriffe zu Erzwingendes. Es scheint als wäre das Hiersein, das Hiersehen genüsslich in sich selbst, und die Versöhnung entstehe in einem Bereich der Wirklichkeit das vielleicht sogar von Begriffen unerreichbar ist. Andererseits kommt es mir manchmal wiederum so vor, als sei all diese meine Betonung über die Bedeutung dieser Reise eine Art

von Wichtigkeit, ein Versuch, unbewusst vielleicht, aber nichtsdestoweniger zwingend, mich selbst in den Vordergrund zu drängen, und meinem Tun und Lassen eine unerbittliche geschichtliche und metaphysische Bedeutung aufzudrängen.

Ursula nun, die Nase etwas ein bisschen zu gross, aber fein gestaltet, das Haar noch dunkel, die Lippen ein Ausdruck von Entschlossenheit, bis zur Schwelle des Unerbittlichen gesteigert, und doch sagte Inse, wie gutmütig Uschi sei, die Augen, als ob sie vieles gesehen hätten, aber wenigstens nur verstanden. Sie war schlicht, einfach, dunkelbraun, fast witwenhaft gekleidet, und ihre Hautfarbe hatte einen rötlichen Teint, der jedoch nicht auf Gesundheit hindeutete.

Unser Zusammenkommen war über unseren Besuch bei Inse eingeleitet. Ursula hatte in Nikolassee angerufen, vornehmlich um mich telephonisch zu befragen, und bei Gelegenheit dieses Telefongesprächs, hatte ich Ursula versprochen sie während unseres Aufenthaltes in Braunschweig zu besuchen. Ich hatte mein Versprechen gehalten. In Braunschweig, von einer Telefonzelle in der Pockelsstrasse hatte ich ihre Telefonnummer gewählt, und in einem kurzen, ihrerseits etwas befangenen Gespräch, verabredeten wir uns auf den nächsten Morgen. Da es ihr peinlich schien, uns in ihrer Wohnung zu empfangen, vereinbarten wir einen Treffpunkt in der Stadt. Der Vorschlag, dass wir einander am Brunnen auf dem Hasenmarkt erwarten sollten, kam von mir. Der Einfall freute mich, als Bestätigung meiner Vertrautheit mit meiner Stadt.

Wir waren, unserer Gewohnheit gemäss, eine Viertelstunde vor der vereinbarten Zeit zur Stelle, und nutzten diese Gelegenheit den Umkreis des Marktes abzuschreiten. Bis auf die Katharinenkirche und den Brunnen selbst, waren fast alle die alten Häuser zerstört worden. Nur an der Hasenbrücke stand noch ein einziges uraltes Haus, und behinderte durch seine unschöne, dem modernen Verkehr unangemessene Lage, die unschöne Autohetze auf dem neugeschafften City-Ring. Wir machten davon eine Photographie, leider aber auf dem Film der anscheinend durch unsere oder durch des Labors Nachlässigkeit, verdorben wurde.

Ursula, die jetzt in Rönningen wohnt, kam mit der Strassenbahn zehn Minuten verspätet an. Wir begrüssten uns der gegenseitigen Erwartung entsprechend. Nie hätten wir uns gegenseitig erkannt. Wie hätten wir es auch. Als wir einander das letzte Mal gesehen hatten, vor funfzig Jahren, waren wir beide noch nicht neun Jahre alt. Es war also nicht die Bekanntschaft sondern die Erwartung die uns verband.

Ursula entschuldigte sich wegen ihrer Verspätung. Auf meine Höflichkeitsnachfrage, Wie geht es dir? gab sie, war es weil sie zu zwei Ärzten sprach, oder aus dem Bedürfnis

sich mitzuteilen, eine einsehende klinische Antwort. Die Ärzte, erzählte sie, hätten vor kurzem im Urin rote Blutkörperchen gefunden, und vermuteten ein langfristiges Nierenleiden. Die Ärzte könnten sich nicht darüber einig sein, was ihr denn eigentlich fehlte. Man hätte sie seit drei Tagen krank geschrieben, also von der Arbeit befreit, obsleich sie sich nicht unwohler fühlte als sonst. Sie zeigte uns ihre von Gelenkentzündung leicht entstellten Hände, und erzählte von den arthritischen Beschwerden, an denen sie von Zeit zu Zeit litt. Diese medizinischen Mitteilungen machte sie in einem Ton und mit Gebärden der grössten Selbstverständlichkeit, ohne Klage und ohne Mitleid erwecken zu wollen.

Es war diese, Ursulas fast naive Offenheit, die sie sofort für mich gewann. Wie unamerikanisch, dachte ich bei mir. Es mag auch sein, dass Ursula das körperliche Leiden leichter auf sich nehmen konnte, als das Leiden das sie an ihrer Familie erfuhr, von der sie viel zurückhaltender sprach als von sich selbst.

"Wart ihr bei meiner Schwester," besann sie, und beantwortete ihre eigene Frage, "Ja natürlich, da habe ich ja anrufen um mit dir zu sprechen. Ist das nicht ein famoses Haus. Habt ihr das auch so empfunden? Wenn ich bei meiner Schwester bin," fügte sie hastig hinzu, als dürfe es keiner ausser uns hören, "so fühle ich mich immer wie ein Zwerg." "Föhlt ihr das auch?" setzte sie hinzu, die Frage eines Kindes, das um Hilfe bittet.

"Ach, weisst Du, Ursula," antwortete ich ihr. "Es lebt jeder in seiner eigenen Art, und ist in dieser Art am zufriedensten. Wenn man so wie Inse und Karl-Heinz lebt, dann hat man andere Sorgen, als Du und ich haben." Dabei dachte ich an den hundert-tausend Mark hohen Verlust, welchen die Firma Krummwiede in diesem Jahr erwartete, und an den Tresor im Schlafzimmer, und die teure Sicherheitsanlage, und an die schuss-sicheren Schlafzimmertüren.

Sie sprach von ihrer Arbeit, nicht nur im Büro, sondern auch im Garten, wo sie Gemüse zieht, zum Teil zum eigenen Genuss, und zum Teil zum Verkauf. Sie erzählte dann von ihrer Schwester Inse und erwähnte deren Wohlstand der ihr wie ihr etwas Unbesorgliches vorschwebte, sie erwähnte wie klein, wie zwergartig sie sich in Inses grossartigem Hause vorkomme, und sie sagte ihr einziger Wunsch wäre, Karl-Heinz möchte ihr eines Tages ein Haus an der Ostsee bauen, wo sie eine Pension, ein Hotel Garni verwalten könnte.

Von meinem ersten Anruf bis zu unserem Abschied hatte ich ihr freigestellt sie bei sich zu Hause zu besuchen, und eventuell ihren Mann, ihre Tochter, und ihre Enkelkinder zu besprechen. Es schien ihr jedoch angenehmer, dass wir uns in der Stadt trafen, also am Hasenmarkt. Auf die Frage, was wir

tun sollten, schlug sie einen Spaziergang in Riddasshausen vor, und da sie, wie sie erklärte uns nicht bei sich zu Hause bewirten konnte, lud sie uns ein zu Kaffee und Kuchen im Grönen Jäser. Sie hatte den sogenannten kleinen Grönen Jäser im Sinn, den Namen mit dem Onkel Walter eine kleinere, und vermutlich billigere Gaststätte unmittelbar jenseits der Eisenbahnüberführung auf der Strasse nach Schöppenstedt getauft hatte.

Es ist überhaupt besser nicht an die Gerechtigkeit zu glauben. So phantasievoll und ornat und überzeugend man auch seine Vorstellungen von der Gerechtigkeit sich zusammenstellt, am Ende, wenn man den einzelnen Fall betrachtet, erkennt man, dass es Gerechtigkeit doch nicht gibt, oder zum Mindestens, dass Gerechtigkeit, wenn sie geschieht, nur durch Zufall entstanden ist.

Ursula erzählte Verschiedenes von ihrem Verlobten oder ihrem Mann, wie sie ihn abwechselnd nannte, sie beteuerte, dass er ein herzensguter Mensch sei, leider nur mit dem grossen Fehler belastet wäre, dass er dem Trunk verfallen sei. Sie sagte, dass er des Sonnabendmorgens, wenn er nicht zur Arbeit müsste, gern länger schlief. Dass er bei ihrer Firma, wo sie als Sekretärin tätig ist, eine Schleifmaschine bedient. Sie berichtete auch von Reisen, die sie mit ihrem Manne nach Jugoslawien gemacht hatte, und dass sie gerade im Begriff sei, sich wieder einmal auf eine solche Reise vorzubereiten. Sie beschrieb die Fahrt mit dem Autobus, das Übernachten und die Quartiere die ihnen von der Autobusgesellschaft zuzewiesen würden. Sie sprach viel über ihre Arbeit im Garten, und schien durch die Beschreibung und das Nachdenken über ihr Leben die grenzmangelnde Zufriedenheit damit zu bestärken.

Dass sie uns einladen musste im Grönen Jäser für dreissig Mark zum Kaffee und Kuchen, das war wohl glaube ich Ausdruck ihres Bedürfnisses, wie sie gesagt hatte, sich in unserer Gegenwart nicht wie ein Zwerg vorzukommen, und trotzdem war es mir peinlich, und tat es mir um das Opferleid, das sie meinte unseretwegen bringen zu sollen. Deshalb, als wir uns beeilt hatten noch vor der Ladenschluss um 13 Uhr, es war nämlich Sonnabend, unseren Lebensmittelbedarf in einem grossen volkstümlichen Betrieb, mit den Namen "Real" zu bestreiten, da nahm ich, ohne dass sie es beobachten konnte, fünf zwanzig Dollar-Scheine aus meiner Brieftasche und steckte sie in einen Umschlag, den ich mit einem schnellen Zungenstoss auf den seleimten Rand versiegelte. Diesen Umschlag drückte ich ihr in die Hand, als wir uns an ihrem Schrebergarten, den sie uns als letztes gezeigt hatte, ein Ersatz für die Wohnung, die wir nicht sehen konnten, verabschiedeten. Sie sagte, "Nein das ist doch nicht nötig, Das habe ich mir doch gedacht, dass du so etwas tun würdest," indem sie mir den Umschlag zurück gab. Ich steckte ihn unversehens in ihre Handtasche, und, da die

symbolische Ablehnung erledigt war, tat sie als ob sie nichts bemerkt hätte, und liess sie ihn dankbar dort ruhen. Ich war meiner nicht ganz sicher, ob ich sie nicht mit dem Geschenk beleidigt hätte, aber dann, in der Tat, habe ich bis jetzt noch keinen Menschen getroffen, denn ich mit geschenktem Gelde ernstlich beleidigt habe.

Als wir im Grünen Jäger sassen, erwähnte ich, dass wir noch Lebensmittel würden einkaufen wollen, damit wir über das Wochenende nicht auf die Gasthäuser oder Restaurants angewiesen seien. Ursula antwortete, dass die Lebensmittelschäfte ja am Sonnabend nur bis ein Uhr geöffnet sind, so dass wir uns beeilen müssten, wenn wir noch rechtzeitig zum Einkauf gelangen wollten. Ich sagte, wir könnten bis Montag warten, und darauf erwiderte sie, dass ja Montag auch ein Feiertag wäre, denn es würde der Montag nach Pfingsten sein.

Ursula führte uns dann in ein grosses Geschäft, in der Nähe des neuen Bahnhofs, wo nicht nur Lebensmittel, sondern allerlei andere Waren noch verkauft wurden, scheinbar zu billigen Preisen. Es hiess "Real", und war schräg gegenüber vom neuen Bahnhof gelegen. Den Wagen stellten wir in einer Kellersgarage ab, und gingen in das grosse Kaufhaus, nur fünf Minuten vor Ladenschluss. Die Angestellten war beflissen so schnell wie möglich ihren Pfingsturlaub zu besuchen, und fingen schon frühzeitig an, die Gemüse und die verderbliche Fleischware in die grossen Kühlräume zu packen.

In unserer Eile griffen wir schnell nach mehreren Laibern Brot, zwei Flaschen Wein, Käse, Metwurst, zu anderem hatten wir keine Zeit. Ursula entdeckte frische Erdbeeren, die wegen des bevorstehenden langen Wochenendes zum halben Preise angeboten wurden. Sie kaufte davon drei kleine Körbe, wovon sie zwei mit nach Hause nahm, und einen uns schenkte, als Ersatz für die Erdbeeren aus dem eisernen Garten, deren Reifen durch das kühle, regnerische Wetter verspätet worden war.

Wir fuhren dann zu ihrem Schrebergarten, nah bei der Wolfenböttler Strasse. Sie wollte ihn uns zeigen. Sie hatte auch ein kleines Gartenhaus mit verschiedenen alten Möbeln garniert. An die Tür des Gartenhauses hatte der herzensutmütige Freund eine obszöne Karikatur angeheftet, die zugleich bemerkt und nicht bemerkt werden musste. Drinnen waren zwei kleine mit zerschlossenen und verschrammten Möbeln überfüllte Zimmer, recht ärmlich im Aussehen. Und bei der Vorstellung hier eisens mein Wochenende verbringen zu müssen, gruselte mirs.

Im Laufe unserer Unterhaltungen, erwähnte ich, dass Margarete noch gern ein braunschweiser Spargelessen geniessen würde, und dass wir Ausschau nach einem passenden Restaurant hielten. "Ach," sagte Ursula, "dazu würde ich Euch schrecklich gern einladen," und dann ganz im Ernst, Heute abend wer-

den die Lotterpreise verteilt. Wenn ich das grosse Los ziehe, dann lade ich Euch ein." Und die bestand darauf, dass wir ihr die Telefonnummer des Gasthauses wo wir in Ampleben übernachten würden, säben, so hoffte sie auf das grosse Glück, und in ihrer kindischen Leichtgläubigkeit tat sie mir leid.

Ursula begleitete uns zu unserm Auto auf dem Parkplatz. Wir verabschiedeten uns. Ich überreichte die hundert Dollar. Wir fuhren ab, über den Altwiekering, Hasenring, Rebenring, und die Hamburger Strasse, ins Siesfriedviertel um dort am Bursundenplatz unsere schmutzige Wäsche zu waschen.

Zwei Tage zuvor hatten Klemens und ich, bei unserem Spaziergang ins Siesfriedviertel, in den Räumlichkeiten des alten Konsumvereins ein Wasch-Center entdeckt, und dahin fuhren wir nun, um unsere seit einer Woche angesammelte Wäsche zu waschen. Es waren dieselben Räume, wo ich als ganz kleines Kind zum ersten mal im Leben einen Verkaufsladen betreten hatte, wo zwischen meiner Schwester und mir die Verschiedenheit der gesellschaftlichen Neisungen zum ersten mal ans Licht trat, indem meine Schwester anderen Kinder, die sie dort traf, stürmisch umarmte, wodurch, so will es die Familiendüberlieferung, sie sich die Läuse zuzog, während ich hinses, obwohl ich damals noch keine Vorstellung von der Verlausung hatte, mich fern von Fremden, an die vertrauten Familienmitglieder hielt, um die eisernen Läuse, es versteht sich von selbst, von meiner Schwester zu bekommen. Dass ich nun fünfzig Jahre später an diesen Ort zurückkehren sollte, um mit Frau und Sohn hier die Wäsche zu waschen, schent mir durchaus in der Ordnung, obgleich es sich bei uns im Ausenblick um Läuse nicht handelt.

Das grosse L-förmige einstige Ladenzimmer war mit dem durchdrinsender, Geruch von Tetrachlorkohlenstoff geschwängert, so stark, dass es von amerikanischen Behörden als gesundheitsschädisend unverzüglich verrieselt worden wäre. In Deutschland aber fürchtet man sich nicht vor dem Krebs, sondern nur vor den Terroristen. Für den Geruch war eine Trockenreinigungsanlage verantwortlich, welche im vorderen Teil des Raumes, der auf die Siesfriedstrasse seht, eingebaut ist. An chemischer Reiniung war uns nichts selesen, aber wir konnten ihren Ausdünstungen nicht entkommen. In dem übrigen Teil des Raumes waren etwa fünfzehn elektrische Waschmaschinen und fünfzehn Trockenmaschinen aneinandergereiht. Man bediente sich ihrer, wie in den Vereinigten Staaten durch den Einwurf von Münzen verschiedener Werte. In Braunschweig jedoch, im Wasch-Center am Hildebrandt Platz, füttert man die Waschmaschinen nicht mit Groschen oder Markstöcken. Stat deren benutzt man sogenannte Poletten, ein mir bisher nicht seläufiger Ausdruck, welcher auch der Dudenredaktion unbekannt ist. *) Eine geschriebene Erläuterung

*) Der Ausdruck Polette ist wahrscheinlich eine

dieser Einrichtung scheint es, jedenfalls im Wasch-Center selbst, wo der Neuling sie benötigt, nicht zu sehen. So viel ich feststellen konnte, herrscht im Wasch-Center die mündliche Überlieferung, in deren Reihenfolge ich mich, wie ich erzählen will, mühelos einliederte.

Wir waren nur wenige Minuten dort, während derer wir den Modus Operandi der Waschmaschinen erfolglos zu ergründen suchten, als ein kurzer, lässlich gekleideter Mann, mit kahlem runden Kopf und wässrigen blauen Augen mich ansprach. Er hatte meine Unbeholfenheit beobachtet und fühlte sich freundlicherweise dazu berufen mich in die Geheimnisse der Polettenwirtschaft einzuweihen. Erst vermutete ich ihn einen Angestellten des Wasch-Center, aber über kurzem erzählte er mir, dass er ein Reisender sei, und dass er in verschiedenen Städten der Bundesrepublik automatische Waschanlagen wie diese in Ansehung nahm. Ich erklärte ihm, dass ich nur zufällig, durch mein Interesse an diesem Viertel der Stadt auf dieses Wasch-Center aufmerksam geworden wäre. Ich fragte ihn, wie man in anderen Städten, denn ich sah voraus, dass sich die schmutzige Wäsche bei uns bald wieder ansammeln würde, eine ähnliche Waschanlage ausfindig machen könnte. "Sie haben kein Telefon, und sind deshalb nicht im Telefonbuch zu finden. Ich weiss es eigentlich nicht. Man muss so ein Gefühl dafür haben," antwortete er. Mit dieser Erklärung war mir kaum geholfen, aber ohne die anderen Erklärungen, die er uns über den Gebrauch der Waschanlage gab, wären wir wahrscheinlich mit schmutziger Wäsche wieder abgezogen.

Die Poletten mittels deren man die Maschinen zum laufen bringt sind, im eigentlichen Sinne, Privatmünzen, welche den Zweck haben, den Diebstahl des Geldes aus den gänzlich unbewachten Maschinen zu verhindern. Jede der etwa dreissig Apparate, die dort im Waschcenter am Hildebrandt-Platz stehen, ist mit seinem eisernen Münzkasten versehen, den aufzubrechen nicht nur keine grosse Schwierigkeiten bietet, sondern, was vielleicht ebenso wichtig ist, die Waschmaschine selbst der Gefahr ruinöser Beschädigung aussetzt. Um die Versuchung solchen Einbruchs gänzlich auszuschalten, sind die Waschmaschinen so eingestellt, dass sie nur die sogenannten Poletten akzeptieren, kleine runde Metallplättchen, deren Wert lediglich darin besteht, dass sie die Maschinen in Trieb setzen. Die Poletten aber muss man kaufen, und sie sind nur an einem einzigen automatischen Schalter im Wasch Center erhältlich. Für fünf Mark bekommt man zwei "Gold" Poletten, für zwei Mark, drei "silberne", oder so ähnlich. Der genaue Wechselwert ist mir entsungen. Die Bundesmünzen mit welchen man die Poletten bezahlt, fallen aber durch ein Rohr in ein unterirdisches Tresor, wo sie vermutlich vom Diebstahl vollkommen sicher sind.

Abwandlung des französischen Ausdrucks "boulette", die Verkleinerungsform von "boule", der Ball.

Dies alles erklärte mir mein neusefundener Mentor, indem er mit Genustunns und Wohlwollen merkte, wie schnell ich mir seine Erklärungen und Anweisungen aneignete. Im Nu, hatten wir eine sendende Anzahl Foletten erstanden, hatten ihrer eine sebhörende Anzahl in eine leerstehende Waschmaschine geworfen, und sassen nun, umnebelt von Tetrachlorkohlenstoffdunst auf einer kleinen Bank sesen den Hildbrandtplatz, und betrachteten mit Zufriedenheit wie die kleine Maschine die Sauberkeit unserer Garderobe wieder herrichtete. Noch eh unser Waschensum endete, war unser kleiner köhlköpfiger Dozent verschwunden. Wir sassen allein in der geräumigen Halle, und ich überliess meine Gedanken dem Spiel mit Erinnerungen an diesen Ort, und an andere Wasch Center, zum Beispiel in Jasper und Banff, in Saint John's, in Duranso deren Kunden wir im Laufe der Jahre gewesen waren, und nicht zuletzt an das aus drei solcher Läden bestehende Revier meines alten Patienten Maurice Salamon in Cambridge.

Als unsere Wäsche sauber war, kam eine Junse Frau in den Laden. Man sah sofort, dass es ihre erste Visite war und dass sie mit dem Folettenmarkt noch nicht vertraut war. Nun war es an mir die Überlieferung zu besorgen, und ich fing an ihr mein jünst erworbenes Wissen mitzuteilen. Aus ihren Antworten entnahm ich, dass sie meinen deutschen Ausführungen nur mühsam folgen konnte, und so machte ich ihr den Vorschlag, "Would you rather speak English?" In der Tat, das war ihr lieber, und nicht lanse dauerte es bis die Foletten nach englischen Anweisungen aus dem Schalter purzelten, und eine Waschmaschine aufs Neue anlief. Wir aber machten uns auf den Weg nach Riddasshausen.

In der Klosterkirche war um siebzehn Uhr ein Konzert angesetzt. Wir waren eine halbe Stunde verfröhnt, von der wir die Gelesenheit hofften uns das Kircheninnere anzusehen. Wir waren nicht enttäuscht. Die reichseschnitzte Kanzel, die ich so oft auf Photographien sesehen hatte, erkannte ich sofort wieder. Auch des aus Holz sewirkten Hochaltars besann ich mich, und freute mich nicht nur an der Kunst, sondern auch an der Macht der Phantasie, die es uns ermöslicht uns aus Bildern ein Erleben zu schöpfen, das tatsächlich mit dem vergleichbar ist, welches die körperliche Anwesenheit auslöst. Die Wände, die Pfeiler, die Gewölbe der Kirche waren alle in ansehnlichsten Farben frisch semalt.

Das Konzert war geringer als ich es erwartet hatte. Wir sind, vermute ich, in dieser Beziehung in Cambridge ein Bisschen verwöhnt. Man besann mit einem bachschen Choralvorspiel. Es folste eine Arie "Mein freudiges Herze, frohlocke und scherze," mit Orgel stat Orchesterbesleitung. Dann kamen zwei Motetten von Schütz. Die Musik wurde durch eine kurze Ansprache des Pfarrers unterbrochen. Er war ein kleiner, dunkelhaariger Mann, vielleicht Anfang dreissig, mit rosig-rottem rundlichem Gesicht, dessen Kinn einen kleinen dunklen dreieckigen Spitzbart trus. Seine kleine Predist

erinnerte daran, wie leicht es ist, besonders für den Deutschen, von dem wahren Glauben in eine pantheistische Naturanbetung zu verfallen. Der Gegenstand seiner Anbetung war ein Baum, ins besondere einer der grossen Eichenbäume die nah bei der Kirche wachsen, mit dem er sich ansehblich unterhalten hatte, und der ihm eine recht weltliche Predigt über Umweltschutz verabreicht hatte, die er meinte, und mitteilen zu müssen. Auch bekannte er in der Schönheit der Eiche und in ihrer Nutzbarkeit für Mensch und Tier die Spuren Gottes auffinden zu können. Nichts für Kierkegaard und nichts für mich. Am Bedenklichsten schien es mir, dass er mit diesem Baume seine Gedanken und Gefühle teilte, das er die Eiche ansprach, und von der Eiche angesprochen wurde, und diese Unterhaltungen wurden dann zugleich Mahnungen an die Existenz Gottes, wie auch ein wenig Propaganda für den Umweltschutz. Die ganze Vorstellung, Musik und Gotteslehre zusammen, dauerten nicht sehr lange. Schon um viertel vor sechs waren wir auf dem Wege zu unserer neuen Behausung im Gasthaus Amleben.

Der Weg macht mir immer wieder Freude. Noch einmal fahren wir durch Lucklum, durch das Reitlinstal, in den Elm, und dann nach rechts, die lange gerade Strasse hinab nach Amleben. Wir holten unsere Zimmerschlüssel, räumten zur Beruhigung der Wirtschaft ein paar Koffer ein, und fuhren dann zurück an Waldes Rand, machten aus Brot, Aufschnitt, und irgendeinem Fruchtgetränk unsere Abendmahlzeit, und beschloßen, eh es dunkelte, noch ein paar Stunden zu sehen. Man hat dort, von den Gipfeln des Elms, einen angenehmen Ausblick auf die Stadt, welche man nur an ihren Türmen erkennen kann. Es ist ein Bild wie es uns die holländischen Maler des sechzehnten Jahrhunderts manchmal von ihren Städten zeigen. Kaum aber war unser Wasen ausser Sicht, als schwarze Regen und Gewitterwolken über Braunschweig aufzogen. An diesem Abend mangelte es uns an Mut uns dem Wetter auszusetzen, so kehrten wir um, und nutzten die Stunden Tageslicht die uns noch blieben, um noch einmal durch den Elm zu fahren.

Der Name Tetzelsstein war mir aus meiner Kindheit bekannt. Ich erinnerte, dass wir des Öftern vom Reitlinstal dorthin unseren Spaziergang richteten. Ich wusste auch von Tetzels, dem Mönch der einst durch diese Lande gezogen war, und dem armen Volk für teures Geld die Ablass verkaufte, weil, wie es der Reim verkündet, der noch aus Kindeszeiten in meinem Gedächtnis lebt, "wenn das Geld im Kasten klingelt, die Seele aus dem Fesefeuer in den Himmel springt." Ich meinte zu wissen, dass Tetzels des grossen Luthers Widersacher war, und ich war unter dem unbestimmten Eindruck aufgewachsen, dass also die Reformation gewissermassen hier bei uns, am Hanse des Reitlinstals besonnen haben musste, und das der Tetzels wohl auch im Gasthaus hier, nachdem er Jedem Wanderer aus Braunschweig seinen Ablass verkauft hatte, und alsdann von dem Erlös, eh er ihn nach Rom abgeschickte, beim dicken Herrn Heuer sein Roastbrot mit Jus verzehrte, genau wie wir,

bis eines Tages der Luther ihn am Tetzelsstein getroffen und auf Ort und Stelle der Ablasskrämerei ein Ende gemacht habe.

Um diese Phantasien am Massstabe der Wirklichkeit zu prüfen, suchten wir den Tetzelsstein auf. Dort liest erstens ein grosser Parkplatz auf dem, als wir ihn befuhren, unser der einzise Wagen war. Zweitens ein Gasthaus äusserlich jedenfalls nicht unterscheidbar von all den vielen Gasthäusern die überall in Deutschland den müden Wanderer zum Wiener Schnitzel mit Erbsen und Kartoffeln für DM 17.50 einladen. Drittens ein kleiner unscheinbarer brauner Stein, nah der Einfahrt zum Parkplatz, der durch eine feierliche Gedenktafel zu welthistorischer Bedeutung erhoben wird, dies, wie mir scheint, der eisentliche Tetzelsstein. Jenseits des Parkplatzes jedoch steht ein imposanteres Denkmal. Es sieht aus wie ein Tempel im Kleinen, und es gedenkt eines Überfalls auf den Mönch Tetzels, ein offensichtlicher Akt des Terrorismus, von seiten eines Ritters, dem er kurz zuvor den Ablass verkauft hatte, und der aus dieser Transaktion einen höchst vorteilhaften Handel machte, indem er vermutlich seine ursprüngliche Geldanlage nicht nur wiedererwarb sondern vielfältig vermehrte, da man annehmen muss, dass die Kraft des Ablasses durch den darauffolgenden Raub des Ablasspreises nicht beeinträchtigt wurde. Diese Heldentat, die wir heute als einen Akt des Terrorismus erkennen, war bis ins 19. Jahrhundert durch einen gewöhnlichen Grenzstein markiert, den dann aber ein überzeuster Gesner des Papstums, also in diesem Falle, ein Terroristen-Sympathisant, eine ordentliche kleine Kapelle baute.

Heute ist Montag, der 11. Juni 1984.

Wir haben zum letzten mal, also die zweite Nacht in Ampleben übernachtet, haben unser Frühstück beendet. Die Sonne scheint, aber der Himmel ist nur fleckweise blau. Über dem Elm hängen noch schwere graue Wolken.

Gestern waren wir im Harz. Wir fuhren von hier, von Ampleben aus, nach Harzburg. Dann in Richtung Torfhaus. Kurz hinter Harzburg hielten wir zum Tanken. Ich konnte wieder den Deckel zum Benzintank nicht aufkriegen. Und Klemens vermochte es auch nicht. Schliesslich erschien die Verkäuferin an der Selbstbedienungstankstelle wo wir gehalten hatten. Mühelos schraubte sie den Deckel auf. Wir kamen ihr dumm vor, und uns selber auch. Nach dem der Tank voll war, probierte ich den Verschluss noch mehrere mal. Ich denke, ich habe nun gelernt, wie man ihn öffnet und schliesst.

Mit gefülltem Benzintank und erweiterten technischen Kenntnissen fuhren wir zum Torfhaus. Die Harz-Heide Strasse ist hier weit ausgebaut, breit, vierbahnig. Der Radauerwasserfall poltert nach altsewohnter Weise vom Felsen. Zum Molkenhaus schien jedoch von dieser Strasse die Verbindung verbaut worden zu sein. Am Torfhaus war ein grosser

Andrens. Man hat einen riesigen Parkplatz gebaut, der heute am Pfingstsonntag tatsächlich fast zu zwei drittel voll war. Es gibt hier jetzt drei Wirtshäuser, zwei neue und das alte, ursprüngliche Torfhaus, welches von verhältnismässig wenigen Menschen besucht war. Ich suchte den Weg nach Altenau, wo wir das eine mal Schie gelaufen waren. Eine Strasse nach Altenau fand ich, aber ob dies der bekannte Alte Postweg war, oder ob er daneben noch als ungekennzeichnete Weg läuft, konnte ich nicht feststellen. Auf einer kleinen Terrasse, welche nicht ins Radautal sondern auf die Harz-Heide Strasse gerichtet ist, fängt eine Bläserkapelle an, die Besucher zu unterhalten.

Das grösste Interesse der Torfhausbesucher schien der Grenze mit der DDR zu gelten. Sie läuft am Hang des Brockens, und stellenweise ist sie als scharf eingeschnitten Schneise im Wald zu erkennen. In einer kleinen Laube hat man ein Modell der russischen Befestigungsanlagen aufgestellt, und rechts auf einer Anhöhe raste über alles eine elektronische Wachanlage. So kann man die Feinseligkeit der Länder nicht vergessen. Kein Schild weist mehr den Weg zum Scharfenstein und zum Molkenhaus. Es ist möglich, dass er, weil er zu nah, oder gar über die Grenze läuft, geschlossen ist. Klemens ist ungeduldig über den Betrieb und über die verunstaltete Landschaft, so halten wir uns nicht lange auf, sondern fahren weiter in Richtung Braunlage. Im Tal sieht rechts eine Strasse zum Sonnenberger Weidhaus ab. Den nehmen wir nach Clausthal. Hinter Zellerfeld, kurz vor dem Auerhahn, wo die alte Harzstrasse von der neuen abzweigt, ist ein Parkplatz. Wir stellen wir unseren Wagen ab, bereit, so gut es bei beschränkter Zeit möglich ist, die obliegende Harzwanderung anzufangen. Der Weg führte um den Kellerhalsteich herum, und dann auf breitem, nicht in Gebrauch stehenden Fahrwegen den Kahlen Berg hinan. Grosse Flächen hatte man abgeholzt, zum Teil schon vor einigen Jahren, so dass die jungen Tannen, die man anpflanzt hatte, ihre Wurzeln schon kräftig in der Erde vergraben hatten, und eine Baumschule sich in Reih und Glied, wie ordentliche deutsche Tannenbäume präsentierten. Ein Rasenstreifen, der eine Fernsammelleitung bedeckte, lief wie eine Schneise durch alte und junge Baumlandschaft zugleich. Bald kamen wir an einer asphaltierten Weg, breit genug jedoch nur für eine einzelne Wagenspur, in erstklassigem Zustand erhalten. Ich war verblüfft, was ein solcher Weg hier im Walde bedeuten möchte. Das Rätsel wurde aber klar, als wir den Gipfel des Kahlen Berges erreichten. Da stand eine riesige Militäranlage. Ein hoher Turm, auf eine Säule gebaut, mit etlichen kleinen Fenstern, und mit Antennenanlagen aller Art, umgeben mit drei hohen Zäunen, von denen jeder mit Stacheldraht gekrönt war. Zwischen den beiden äusseren Zäunen lag, ein etwa vier Meter breiter Streifen, der, wenn man den Warnungsschildern glauben sollte, mit Minen besetzt war. Die Anlage schien durchaus nach dem Muster der Zonenrenze angelegt zu sein. War wohl auch eine Art Zonenrenze des Militarismus. Von der Berskuppe hatte man

eine weite offene Aussicht zum Torfhaus nach Altenau und zum Brocken hinüber, aber weil das Fotografieren so streng untersasst war, und weil ich mit den Behörden keine weiteren Streitigkeiten haben wollte, ich erinnerte die verrückte Szene auf dem Bienroder Wes, da liess ich das Fotografieren ganz sein, und trug meinen Apparat kurz gefasst an meiner Seite, damit die grosse Linse nicht zu auffällig erschiene. Ausser des grossen Radioturms waren auf dem Bergrücken noch zwei andere Militäranlagen, das eine scheinbar ein "microwave relay", und das andere eine gewöhnliche Radar Installation. Hier waren auch die Kasernen der bewachenden Soldaten. Und alles war mit Stacheldraht umzäunt und durch Photografieverbot geschützt.

Da versins uns die Lust zum weiter wandern, wir waren ja sowieso schon zwei Stunden unterwegs, und so besprachen wir uns, und kehrten um, auf dem selben Wes zu unserem Auto zurück. Wir fuhren das Gosetal abwärts nach Goslar, parkten unseren Wagen nicht unweit von der Kaiserpfalz, und gingen erst durch die Gärten der Pfalz, und dann durch die alte Stadt selbst und bewunderten die Fachwerkhäuser und die Kirchen. In einem kleinen Lokal in der Nähe der Pfalz, assen wir Bratwürste mit Sauerkraut und Kartoffeln. Klemens und Margarete tranken Bier dazu. Ich hatte die Verantwortung für das Fahren übernommen und blieb nüchtern. Zum Nachtisch kauften wir in einem italienischen Eisladen jeder ein Eis aus Schokolade, Himbeeren, und irgendeiner Likörcreme zusammengesetzt. Ich telefonierte auch Mutti und Papa an, und war erleichtert zu hören, dass es ihnen gut ging. Um neun Uhr fuhren wir aus Goslar ab, über Harzburg zurück nach Ampeleben. Auf dem Radio hörten wir Handels Solomon, von den Handel Festspielen aus Göttingen übertragen.

Es ist Dienstag der 12. Juni 1984. Gestern fuhren wir von Ampeleben nach Wolfenbüttel, besichtigten das Lessinghaus und die Bibliothek. Dann an Salzsitter vorbei nach Hildesheim, von Hildesheim über Hameln, Lemso und Lase nach Orlinshausen. Wir übernachteten kurz vor Paderborn und fuhren heute morgen nach Hörter. Jetzt sind wir am Kloster Corvey.

Hier in längs der Klosterkirche ist ein kleiner Friedhof, ein tragisches Museum deutscher Geschichte. Hoffman von Fallersleben liegt hier begraben. Um ihn herum Frontkämpfer und Nazimartyrer, und Eltern die sich zu Tode schämten. Eine Tafel versessenwärtigt die Versessenheit: "Den Blutzeugen des Glaubens 1933 bis 1945." Sie heissen Franz Riese und Franz Reinisch und waren beide katholische Priester. Franz Riese starb mit 57 Jahren erschöpft und verhungert im KZ Dachau. Franz Reinisch wurde am 21. August 1942 in Brandenburg enthauptet. Nicht weit entfernt steht eine Gedenktafel für einen Soldaten, von dem es heisst: "Am 26.12.43 fand er in tapferem Kampf den Heldentod im nördlichen Eismeer beim Untergang der Scharnhorst." Ein

anderes Denkmal für Viktor Erberinz von Ratibon und Corvey,
"Gefallen im tapferen Kampf vor Warschau am 18.9.39 im 24.
Lebensjahr. Er ruht in seiner geliebten, vom Feind besetzten
oberschlesischen Heimat in Rauden, so sei ihm diese Stätte in
dankbarem Gedenken geweiht."

Es ist Mittwoch der 13. Juni 1984.

Wir sind in Rothenburg. Gestern abend, wo wir in
Schloss Weissenfels bei Pommersfelden übernachteten, hatte
ich vergessen mein Tonbandgerät auf unserem abendlichen Spa-
ziersang im Mondschein durch die beschabten Felder
mitzunehmen. Es war die beste Gelegenheit zum diktieren, und
ich habe die Gelegenheit verpasst.

Gestern morgen waren wir von Paderborn, wo wir in
Schloss Neuhaus im Hubertushof übernachteten, abgefahren,
über Höxter und Corvey, das Wesertal hinauf, an Schweinfurt
vorbei nach Bamberg. Die Eindrücke flossen so schnell hinter
einander, das der eine den vorhergehenden verdrängt.

In Bamberg war das Autofahren äusserst schwierig. Unser
Ziel war der Dom, und indem wir ihn suchten, gerieten wir in
ein Labyrinth von Einbahnstrassen, sollte vielleicht sagen von
Einbahnstrassen, die uns immer im Kreise herum zu führen
schienen, ohne Ausfahrt und ohne Möglichkeit den Wagen
abzustellen. Zuletzt fanden wir doch einen Platz, unterhalb
der Mauer des grossen Residenzgebäudes, gingen dann auf den
Domplatz, in den Dom selbst, wo eine Führung, der wir uns
aber nicht anschlossen, stattfand. Wir gingen dann auf den
Michaelisberg, der eine grossartige Aussicht über die Stadt
bietet, fuhren dann weiter nach Pommersfelden, wo wir in den
renovierten Ställen des Schloss Weissenfels die eleganteste
Unterkunft, von Nikolassee abgesehen, unserer Reise fanden.

Eine der Schallplatten die wir zu Hause hatten enthielt
das einfache, kurze Schubertlied,

"Der Wanderer an den Mond."

Ich auf der Erd, am Himmel Du,
Wir wandern beide rüstig zu,
Ich ernst und trüb, Du mild und rein,
Was mag der Unterschied wohl sein?

Ich wandere fremd von Land zu Land,
So heimatlos und unbekannt,
Du aber wandelst auf und ab,
Aus Osten wie in Westens Grab,
Wallst Länder ein und Länder aus,
Und bist doch wo du bist zu Haus.

Der Himmel endlos ausgespannt,

Ist dein geliebtes Heimatland,
Glücklich wer, wohin er geht,
Stets auf der Heimat Boden steht.

Den Text, welchen ich als sieben jähriges Kind auswendig lernte, habe ich zeitlebens im Gemüt getragen. Und oftmals seitdem, wo immer ich mich zur Zeit befand, wenn der Vollmond nachts durch den tiefblauen Himmel zog und die irdische Landschaft mit seinen versilbernden Strahlen erhellte, sind diese Verse in meinem Inneren aufgeklungen, manchmal mit lebhafter Freude und einise mal mit tiefem Kummer, aber meist mit jener stillen Gelassenheit welche der Mond selbst auszuströmen scheint. War es doch die grosse silberne Scheibe dort oben am Himmel, die wie ein söttliches Siesel den Sinn und den Inhalt des ganzen Lebens bestätigte.

Das Lied gab nicht nur meinen Geföhlen und Gedanken Ausdruck. Es bestätigte auch die Universalität des Problems der Heimatslosigkeit. Es versprach all uns irdischen Wanderern eine Herberse auf jeden Fall dort droben in jener Mondeshöhle und vielleicht auch schon hier auf Erden in dem geheimnisvollen Reich der Kunst. In dem es die Allgemeinheit der Heimatssehnsucht verkündete, linderte es, wenn auch nur ein wenig, den Schmerz des Heimwehs.

Nun steist derselbe Mond, der so oft das Lied geweckt, und mit ihm die Sehnsucht, und der so oft das Heimweh wie des Tales Dunst an sich gezogen hatte, über den Bäumen von Pommersfelden auf.

Am nächsten Tage fuhren wir nach Rothenburg, und spazieren nun mit all den anderen Amerikanern durch die Stadt. Hier steht ein Denkmal für die im Kriege 1871 gefallenen Söhne Rothenburgs. Für die Toten des letzten grössten Kriege sieht man überhaupt keine Denkmäler. Er scheint als ein zu grosser Irrtum, eine zu grosse Katastrophe, als dass man sich über ihn ausdrücken könnte. Ein Denkmal an die Gefallenen wäre ja auch ein Denkmal an den Kriege, und den würde man so gerne vergessen.

Am 14. Juni 1984

Wir sind in Forchheim am Rhein-Main Kanal.

Gestern abend auf dem Rückweg von Dinkelsbühl fuhren wir nach Nürnberg, und weil es spät am Nachmittage war, hatten wir mit dem Parken keine Schwierigkeiten. Der Nürnberger Marktplatz war gesperrt, weil der Bundeskanzler Helmut Kohl dort eine politische Rede hielt. Es war drei Tage vor den Europawahlen. Der Platz war von blutjungen Polizisten in hellgrünen Uniformen umringt. Barrieren waren aufgerichtet, und wer den Kanzler hören wollte, der musste sich den Rock

und die Hosentaschen abtasten lassen, damit kein Terrorist den Kanzler ermorden könne. Das alte Nürnberg, welches scheinbar fast völlig zerstört war, scheint mir sehr geschmackvoll wieder aufgebaut worden zu sein. Die Häuser sind einfach, scheinbar in derselben Form, mit den alten steilen Dächern, wie die zerstörten Originale, wieder aufgebaut, ohne ihre Verzierungen, und ohne den Versuch das Fachwerk wieder herzustellen. Wieder hatte ich das Empfinden, wie zerstört und wieder aufgebaut werden, zur Geschichte, zum Schicksal dieses Landes gehört.

Jetzt in München. In der Theatinerkirche, hochgewölbt, verschnörkelt und verziert. Die Frauenkirche in München war scheinbar schwer zerstört. Sie ist innen wunderbar einfach mit geschmackvoller Kunst neu ausgestattet. Hier zum Beispiel ist eine grossartige neue Kanzel. Vor der Kirche ist ein Brunnen, ausseest mit Steinen zwischen denen das Wasser wie aus einer natürlichen Quelle hervorsprudelt.

Ich warte in München im Wagen auf der Strasse. Ich weiss nicht ob er legal geparkt ist. Margarete und Klemens kaufen für das heutige Abendbrot ein.

Heute abend, es ist Donnerstag der 13. Juni, übernachten wir in Baurischzell in den bayerischen Alpen. Wir haben zwei saubere kleine billige Zimmer gemietet, zwar ohne Dusche, aber sonst in jeder Beziehung genüssend, und heute abend machen wir einen Spaziergang durch die Alpenwiesen, am Fusse des Wendelsteins auf der Lacheralm. Klemens war von der Stadtluft und vom Besichtigen der Kirchen etwas müde. Was mich nun anlangt, mich bezauberte die Eleganz und die Sauberkeit von Nürnberg aber mehr noch von München. Es wird langsam dunkel. Schon ist es viertel nach neun. Hier von der Alm ein weiter Blick in die schneebedeckten Berge dröben in Oesterreich, wie anders als die Städte, und wie weit entfernt davon.

Auf der Fahrt hierher, habe ich die vielen Plakate der Friedensbewegung bemerkt. "Nie wieder Krieg", sagen sie, und doch denke ich, werden eines Tages auch die Zerstörungen und die Opfer und die Leiden des vergangenen Krieges vergessen worden sein, und die jungen Menschen werden erneut wieder die Angst vor dem Krieg verlieren, eben weil sie seine Schrecken vergessen haben. Vielleicht ist es mit der Atombombe etwas anderes. Ich dachte auch dass vielleicht diese Furcht vor dem Krieg, der Pazifismus, der tatsächlichen Schuld übereinstimmt, und dass eine neue Generation, die an dem vergangenen Krieg wirklich schuldlos war, dann mutig genug sein wird, die Schuld eines neuen Krieges auf sich zu nehmen. Aber es ist nur eine Theorie, und vielleicht hält sie einer genaueren Untersuchung nicht stand.

Gestern abend als wir in Nürnberg waren, hörten wir den Bundeskanzler Kohl auf dem Marktplatz sprechen. Er sagte,

dass ohne das Bündnis mit Amerika, die Politik der Bundesregierung in Moskau bestimmt würde. Aber das glaube ich nicht. Denn die Schweiz, zum Beispiel, hat kein Bündnis mit Amerika, und ihre Politik wird kaum in Moskau bestimmt. Auch Schweden hat kein solches Bündnis, und Schwedens Politik wird auch nicht in Moskau bestimmt. Ich fürchte, das sind nur Redensarten, die eine Politik der Schwäche entschuldigen sollen.

Bei der Besichtigung von Kirchen und von den alten Städten, von Kunstwerken, und der Lebenseinrichtung der Menschen überhaupt, ich meine die Strassen, die Gebäude, die Marktplätze, die Brunnen, habe ich Gelegenheit gehabt über die ästhetischen Fragen welche durch deren Besichtigung aufgeworfen werden, zu überlegen.

Verschiedene Gesichtspunkte müssen erläutert werden. Der erste ist der Gesichtspunkt des Künstlers, der sein Erleben, seine Innerlichkeit, sein Erkennen und sein Gefühl verwirklicht, in dem er das Kunstwerk schafft. Der zweite Gesichtspunkt ist der des Händlers, der die Authentizität, die Echtheit des Kunstwerks zu bestätigen weiss, der also mit grosser Sicherheit feststellen kann, von wem das Kunstwerk gemacht worden war. Er weiss auch wie viel es wert ist, wie viel er dafür bezahlen sollte, um es zu einem gesicherten Gewinn zu verkaufen.

Der Kunstwissenschaftler versteht ähnliches. Auch er weiss die Echtheit des Kunstwerkes einzuschätzen, und zuweilen, wie Bernard Berenson zum Beispiel, vereint er diese Fähigkeit mit dem des Händlers, und kauft und verkauft zu finanziellem Gewinn. Meistens aber ist der Kunstwissenschaftler an begrifflichen Theorien interessiert in die er seine Erkenntnisse umgestaltet, Theorieen, die er dann in Büchern zusammenfasst, und seinen Studenten lehrt. Nebenbei hat der Wissenschaftler nicht anders als eventuell auch der Händler oder der Künstler seine Freude an dem Erscheinen des Kunstwerks.

Und dann der Besucher, der Kunstliebhaber, er empfindet und geniesst die Schönheit des Kunstwerks, weiss es aber nicht zu erklären. Es ist nun grundsätzlich festzustellen dass die Schönheit sozusagen im Auge des Beschauers liegt, dass sie jedenfalls nicht völlig objektiv ist, und dass es sich durchaus nicht mit Sicherheit feststellen lässt, worin die Schönheit eines Kunstwerkes besteht, oder auch ob oder in welchem Grade ein Kunstwerk schön sei. Gewiss wäre es möglich, eine statistische Betrachtung anzustellen, und den Wert eines Kunstwerkes an dem Ausmass seiner Beliebtheit zu messen. Aber wir wissen auch dass dergleichen Wertungen nur beschränkte Bedeutung hat, wo sich der Geschmack so offensichtlich ändert, wo was in einer Epoche als künstlerisch wertvoll anerkannt wird, von der nächsten Epoche verworfen wird. Nichts zeigt dies klarer als die sogenannte moderne Kunst, welche die ästhetischen Werte der Vergangenheit durchwes

verkennt, und welche merkwürdigerweise auch vielen in der Gegenwart lebenden Menschen, wenn nicht ganz unerträglich oder unverständlich ist. Ich glaube es lassen sich gewisse allgemeine Charakteristiken der malerischen und architektonischen Schönheit bezeichnen. Ich denke zum Beispiel an die Symmetrie, die Ausgewogenheit, die Wiederholung des Bekannten, und auch die Anspielungen auf die sexuelle Schönheit, zum Beispiel des Frauenkörpers, der den männlichen Künstler und den männlichen Betrachter unendlich fasziniert. Auch da wechseln sich im Laufe der Jahre die Kriterien der Schönheit, und unterscheiden sich zwischen den Kulturen, obschon selbstverständlich hier die Natur in Bezug auf die Veränderlichkeit bestimmte Grenzen setzt.

Die Freude an der Schönheit des malerischen und architektonischen Kunstwerkes ist eine erspriessliche, befriedigende wohlthuende Ablenkung von der grauen gleichsültigen Linsenweile des Alltags, und es ist gewiss berechtigt deshalb die Schönheit zu pflegen, insofern man dazu die Mittel besitzt sich mit Kunstwerken zu umgeben, inmitten von Originalen oder Kopien von Kunstwerken zu leben. Dies ist berechtigt und gesund, und vielleicht sollte man es überhaupt nicht beklagen oder kritisieren.

Sie erzählte von ihrem Sohn, der zwar hier zur Schule sass, aber jetzt in Norddeutschland Schreinerlehrling war, eine Ausbildung die er hier in Bayern nur unter zu grossen Umständen und Opfern hätte bekommen können. Sie schien sehr einsam zu sein. Ihre Einsamkeit drückte sich auch aus in der Abseilenheit ihres Arbeitsplatzes hier oben auf der Alm im oberen Sudelfeld, als ob es ein Sinnbild für sie bedeute. Wie Klemens ganz richtig bemerkte, sie war eine Kafkastalt.

Wir wohnen, wie ich erwähnte in einer Pension in Bayerischzell, und neben uns noch zwei andere Gäste, ein Ehepaar aus Hannover, etwas älter als wir. Wir trafen sie am Frühstückstisch. Der Mann war klein, etwas untersetzt, mit spärlichem Haar und einer vernarbten leicht verkrüppelten linken Hand. Erst sprach er gar nicht, sass in sich verbissen und blickte vor sich hin. Dann als ich eine ganz harmlose neutrale Frage stellte, fing er zu sprechen an. Es war als ob ein Damm durchbrochen worden war, er redete vieles durcheinander, alles auf einmal. Von seinem Dienst in der Reichswehr, wie er in Frankreich sedient hatte, wie sinnlos, dass die Franzosen die deutschen Militärsurlaubszüge in die Luft gesprengt hätten; er hätte die Franzosen gefragt, warum sie denn das gemacht hätten, es käme ja gar nichts dabei heraus, die deutschen Soldaten führen ja doch nur in Urlaub.

Er erzählte auch von seinem Dienst im Osten, in Ungarn, beschrieb wie der fahnenflüchtige Soldat sofort erschossen wurde, und seine Familie ausserottet, wie er gezwungen worden sei, den Hinrichtungen zuzuschauen, und wie es ihn schmerzt

hätte. Man entnahm aus seinem Bericht, dass er selbst daran beteiligt gewesen wäre, die Opfer der deutschen Ausrottungsmassnahmen zusammen zu treiben, und wie es ihn dann gereut hatte, dass die Menschen die er gefangen genommen hatte, zuletzt erschossen worden waren. Man konnte nichts machen. Man war machtlos. Man kann jetzt nichts machen, sagte er, nur richtig wählen.

Er sprach vom vierzigsten Jubiläum der Invasion der Normandie, und sagte die Furchtbarkeiten des Krieges hätten unendlich verringert werden können, wenn nur die Alliierten die Invasion früher veranstaltet hätten. Gleich nach Stalinsrad hätten sie landen müssen, dann wäre der Krieg schon viel früher vorbei gewesen. Das was er hatte leiden müssen war also deren, beziehungsweise unsere Schuld. Er sprach auch von der Zerstörung Dresdens, wo eine halbe Million Frauen und Kinder umgekommen waren. Sie wussten ja, dass all die Flüchtlinge aus dem Osten dort in der Stadt zusammen gefercht waren, und dieser Bombenangriff hatte keinen militärischen Sinn.

So schuldig schien er sich zu fühlen, und glaubte, dass diese Schuld vielleicht irgendwie vermindert würde, wenn er beweisen könnte, dass andere auch an der Schuld mitträsen. Ich sagte sehr wenig. Nur ganz kurz. Es sei unglücklich schwierig, zwischen Schuld und Unschuld zu unterscheiden.

Was mir dringend nötig erscheint, ist die Rationalisierung des politischen Lebens, denn der Mensch weiss ja nicht was ihm geschieht, weiss nicht was er tun soll, weiss nicht was er tun darf. Es scheint die überlieferte Ethik und die überlieferte Moral sind da völlig unzulänglich, und ihrer Unzulänglichkeit beruht in erster Linie darauf, dass sie sich den Unterschied, die Unterscheidung zwischen Gut und Böse anmassen, wo doch nun aber in der Tat der Unterschied unbestimmbar ist, und der grosse Irrtum der hinkunft, die Annahme, dass es dem Menschen möglich ist, den Standpunkt der Gerechtigkeit zu erreichen. Mich beeindruckt der Widerspruch zwischen dem von seinem Gewissen geplagten, unschlüssigen Volk, und der Verehrung der Kunstdenkmäler, die Verehrung der Kunst, die Reinlich- und Säuberlichkeit der Ortschaften. Als könnte dies alles irgendwie den Einzelnen und das Volk über ihr Schicksal hinwegheben.

Was hier so beeindruckend ist, und anders als in Amerika, ist, dass das Land sein Schicksal hat, das Volk hat sein Schicksal, und fast ausnahmslos jeder einzelne der Menschen, denen man hier begegnet, hat Schicksal, das sein eigenes ist, während dadröben das Schicksal ein gemeinsames, ein fabriziertes, ein vorsetäushtes ist, und alle Menschen Masken trögen.

Ich sehe den Kontrast zwischen der Unmenschlichkeit, der Brutalität, die in der Geschichte der Zerstörungen und Kriege

und Brände sich so unverkennbar widerspiegelt, und das seufztyvolle, empfindsame sich Einföhlen in das menschliche Leben und Dasein welches sich so klar aus der Kunst und aus der Dichtung ersieht.

Zu meiner Betrachtung über die Wirkungsweise der Kunst mit der ich gestern abend nicht zu Ende gekommen war. Mich lässt das passive Anschauen von Kunstwerken im grossen ganzen unbefriedigt. So habe ich es mir zurechtselest, und ich weiss garnicht ob für irsendljemanden ausser mir überzeugend ist, dass das Betrachten, das Erkennen des einzelnen Kunstwerks ins Besondere und der Kunst im Allgemeinen, Gelesenheiten darbieten um das menschliche Dasein besser und tiefer zu besreifen, nicht unähnlich der Literatur oder der Geschichte, und die Frage dann, weshalb es ausgerechnet die Kunst sein soll, durch die das Menschliche erschlossen werden könnte. Trotzdem, wie ich schon bemerkt habe, das was als Kunst silt und was als Kunst gewertet wird, sind veränderlich, von Person zu Person, von Ort zu Ort, von Generation zu Generation.

Ich will vorsichtig darauf eine Antwort versuchen. Die Kunst ermöglicht ein gesteigertes Empfinden, Sehen, Erkennen. Die Kunst ist menschlich, vielleicht sogar das einzig wirklich objektiv Menschliche. Die Besesnung mit der Kunst ist die Besesnung mit dem Menschen, die einzise Besesnung die es sibt. Das Kunstwerk birst auch den Schlüssel zur ethischen und politischen Problematik der Menschheit. Aber nur ein seltener Mensch weiss sich seiner zu bedienen.

Was nun die Beschuldigungen für die Unmenschlichkeiten des Krieses anlanst, so ist es doch leider allzu einfach aus der Geschichte eines Jeden Landes vergleichbare Greuelthaten aufzufinden und einander vorzuhalten.

Die Literatur ist die eindringlichste und umfassendste der Künste, so wie sie zugleich die Tiefe und das Ausmass des Menschenwesens abzustecken weiss. Indem man die Schicksale, denen man besesnet, aussagt, beschreibt und vielleicht um ein Geringes entdeckt, sagt man über sich selber aus. Das ist eine Antwort auf die Frage nach dem Sinn der Literatur.

Es ersibt sich die Frage, ob die Literatur belehrend sein sollte, wie zum Beispiel die philosophische Lehrschrift, welche Fragen aufstellt und ausdrücklich zu beantworten beansprucht, oder ob die Lehre indirekt aus dem dargestellten Kunstwerk sezosen werden sollte. Manchmal scheint es, dass der Versuch belehrend oder erklärend zu sein den literarischen Wert des Geschriebenen aufhebt. Sind Kant's Schriften Literatur? Lernen wir nicht unmittelbarer aus dem Leben selbst, und aus der Kunst als aus gesteigertem Leben?

Heute ist der 16. Juni 1984. Es ist Sonnabend. Wir sind noch in Bayrischzell. Die Berse sind in grauen Wolken

verhüllt. Übermorgen ist unser Flug zurück nach Amerika. Deshalb drängt die Zeit. In jeder Richtung lassen Städte und Länder die wir gern gesehen und bewundert hätten. Sie werden uns unbekannt bleiben. Noch einen Tag hierzubleiben, in der Hoffnung dass sich das Wetter bessert, hat keinen Zweck. Deshalb haben wir entschlossen heute abzufahren.

Es geschieht nicht alle Tage, dass sich ein ganzes Volk des Unrechts bezichtigt so wie es heute die Deutschen tun. In Amerika gibt es auch Kritik an der Regierung, an ihrer Politik, und an der Politik vergangener Jahre und Jahrzehnte. Es bleibt aber Kritik an den Taten anderer, nicht Reue an der eigenen Handlung. Durch kritische Stellungnahme rechtfertigt man sich. Man spricht, indem man kritisiert, die eigene Absolution aus.

In Amerika, ist die Reue über Vietnam zwar etwas der Abkehr vom Nationalsozialismus Vergleichbares, ist aber durchaus nicht durch das ganze Volk verbreitet. Es gilt immer noch als anständig zu behaupten, dass die Amerikas Vietnampolitik die richtige war, wie es denn auch der Präsident und seine Gefolgschaft tun. Und die Kritiker Vietnams sind nicht erst nach dem Verlust des Krieges laut geworden, es waren vielmehr dieselben Stimmen, die sich schon immer dagegen gewehrt hatten, und die nach dem Umschwung der Politik dann krächzten, wir haben euch ja gesagt. Genauso gibt es gegenwärtig Kritiker der jetzigen Nicaraguapolitik, zum Beispiel. In Deutschland aber war solche Kritik unmöglich. Das ganze Volk war in eine totalitäre Lebensform gezwungen, die alle Kritik aufs Brutalste unterdrückte. So fand am Ende des Krieges die Konversion eines ganzen Volkes in Reue und gewissermassen in Trauer statt. Das von den Kriegsgesnern erlittene Unheil, die Zerstörung der Städte, die Vertreibung der Menschen, wurde nun nicht zur Last der Eroberer gelegt, es war Strafe und Sühne. Binnen weniger Jahre war es deshalb möglich dass mit den Siegermächten im Osten so wie auch im Westen Allianzen, Bündnisse geschlossen wurden. Im Westen sicherte das den Einfluss amerikanischer Lebenswerte und Technik, in einem Ausmass grösser als unter irgend anderen vorstellbaren Umständen.

Heute der 16 Juni, abends, in Finkenbach bei Rothenberg, ein paar Kilometer nördlich von Hirschhorn am Neckar. Der Gasthof heisst "Zur Traube". Weil es wieder bewölkt war, und wir in den Alpen nicht wandern konnten, fuhren wir von Bayrischzell ab. Unser Weg ging auf Nebenstrassen über Wolfarthshausen, durch Oberbayern, Schwaben und Württemberg, nach Tübingen, dann über die Schwarzwald Hochstrasse nach Baden-Baden, und von dort über die Autobahn nach Heidelberg. In Heidelberg besannen wir uns eine Herberge zu suchen, fanden aber nichts, und fuhren am Neckar stromaufwärts bis wir um neun Uhr dreissig in Finkenbach im Odenwald eine Herberge im Gasthaus zur Traube fanden.

Die Fahrt war anstrengend aber belehrend. Des Morgens, waren wir, besonders Klemens, des vielen Besichtigens überdrüssig, und wollten, statt weitere Städte zu sehen, gemütlich durch die Landschaft fahren, um uns ein wenig auf uns selbst zu besinnen, und die Erlebnisse der vergangenen Tage noch einmal im Geist und im Gefühl zu wiederholen. Neues wollten wir eigentlich garnicht mehr erleben. Und doch drängten die Umstände dazu, denn wir mussten ja übermorgen wieder in Frankfurt sein, um zurückzufliessen, und standen nun stündlich vor der Entscheidung, wie wir die beiden Tage die uns noch übrig blieben, verbringen wollten.

Die Fahrt durch Bayern, Schwaben, und Württemberg war erfreulich. Die Wälder und Wiesen waren grün und gepflegt wie überall sonst in Deutschland. Wolfrathshausen aber machte den Eindruck einer unordentlicher kleinen Stadt, Tübingen war grau und schäblich, und schien mir unter den Städten Deutschlands die wir gesehen haben am wenigsten Schmuck und Schönheit zu haben.

Der Schwarzwald hat wunderbar hohe Nadelbäume, aber es ist wahr, dass sie zum grossen Teil erkrankt sind, und auch abgesehen vom erkrankten Wald, ist das Landschaftsbild, jedenfalls auf der Schwarzwald Hochstrasse nach Baden-Baden, mit dem Skyline Drive und Blue Ridge Parkway, z.B. nicht zu vergleichen. Es ist unsinnig Landschaften zu kritisieren, aber es ist denn auch nur realistisch festzustellen, abgesehen von der Ordnung und Sauberkeit, der Gepflegtheit und der sartenähnlichen Baumkultur der Wälder, dass die deutsche Landschaft wohl weniger zu bieten hat, als wir gewohnt sind.

Baden-Baden mit seinen übermässigen grossen Hotels, mit seiner Trinkhalle, mit dem Casino, und mit den Läden, die so viele Kleinigkeiten so teuer verkaufen, ist ein Witz.

Hinter Baden-Baden wird die Landschaft immer weniger anziehend. Zahlreiche Hochspannungsleitungen verunstalten den Horizont. Und die Ortschaften, welche man von der Autobahn erblickt, scheinen wie zufällig, den Regeln des Wirtschaftswunders entsprechend, in die Landschaft geworfen zu sein. Das gilt auch von Heidelberg, mit seiner ausgesprägt hässlichen Einfahrt von der Autobahn her. Die Strassen, die Eisenbahnen, die Hafenanlagen, die Industrieneubauten, sie alle verunstalten die Ansicht des unteren Neckartales, so dass es unmöglich ist, das was man heute sieht, mit der hölderlinschen Schilderung zu vereinbaren.

Heute, der 17. Juni 1984 ist der Tag der Deutschen Einheit.

Wir übernachteten gestern im dritten Stock des Gasthauses Zur Traube. Es liegt in Finkenbach im Odenwald, in einem kleinen, zum grössten Teil bewaldeten Tal. Hier und

da stehen halb kahle, sterbende Bäume. Die Chaussee, auf der wir jetzt wieder an den Neckar fahren, ist kurzvenreich, hat nur zwei Bahnen, und wird vielmals von Hochspannungslinien überquert. Die Dörfer sind klein, und nicht sehr auf Fremdenverkehr eingestellt. Hinter hohen dünnen Wolken, glänzt matt die Sonne, und die Bäume werfen nur unbestimmte Schatten.

Hoch über dem Neckar, liest das Schloss Hirschhorn. Man hat es als Hotel restauriert. Wir sind zwei mal die schmale Strasse zu ihm hinauf gefahren. Gestern abend suchten wir dort keine Herberge, vergeblich, denn alles war besetzt. Heute wollen wir von dort noch eine letzte Wanderung am Tag vor unserer Abreise anstellen. Es ist halb zehn Uhr, Sonntag morgens. Im Tal läuten die Kirchenglocken. Weit oben über dem Fluss finden wir einen Wanderweg. Unter uns am Neckar liest ein Damm, mit Schleusen für den Schiffverkehr versehen.

Hier eine Schneise für eine Hochspannungsleitung vom Damm. Sie ergiebt einen Blick auf die Stadt Hirschhorn und auf das Neckarufer. Gedämpft dringen die Geräusche von Lastwagen und Zügen zu uns hinauf. Es ist erfreulich so viel Waldbestand in der Nähe grosser Städte zu finden, und grosse alte Bäume deren viele noch aus dem letzten Jahrhundert stammen.

Dieser Waldweg geht durch einen Hain alter hoher Buchen. Am Himmel schweben weisse Wolken, und umranden sein klares Blau. Es ist der Tag der deutschen Einheit, und die Glocken läuteten, es schien mir sehr lange, im Tal, und ich dachte sie tönten die Einheit zu erbeten. Aber ein Speziersänger, ein Vertriebener aus dem Sudetenland, der sich hier angesiedelt hatte, den wir trafen, und der uns freundliche Auskunft gab, erklärte, so klänge es jeden Sonntag. Es habe nichts mit dem Feiertage zu tun.

Mit dem Begriff der deutschen Einheit hat es so manche Schwierigkeiten, und hat es schon immer gehabt. Wenn er besessen soll, dass die Länder in die Deutschland Jetzt geteilt ist, einander nicht bekämpfen sollen, so ist das eben gewiss nichts einzuwenden. *)

Wenn ich nun Philosophierprofessor in Heidelberg geworden wäre, wie ich es mir immer gewünscht hatte, dann hätte ich hier meine Wanderungen gemacht, auf diesen Pfaden meine Gedanken entwickelt.

*) Margarete fragt, warum das Dickicht aus dem Walde entfernt worden ist, zum Gebrauch oder um Feuer zu vermeiden. Ich antworte ihr, der Ordnung halber. Als Unkraut. Weil es nicht dahin gehört. Ich zitiere dazu Goethes Ich will lieber ein Unrecht besehen, als Unordnung ertragen.

Was nun die Einheit betrifft von der ich sprach, wenn Einheit bedeutet, dass die deutschen Staaten sich nicht gegenseitig bekämpfen, ja dann natürlich ist nichts dagegen einzuwenden. Aber es sollte auch möglich sein in einem Staatensysteme, in einem Bund zu leben, dessen Mitglieder sich gleichwertig gegeneinander überstehen, wo es Grenzen nur auf der Landkarte gibt, wo keine Pässe, keine Ausweise, kein Visum erforderlich werden, wo die Gedanken frei, wo es keine Zensur gibt, wo man unbehindert reisen und schreiben und sprechen und handeln kann. Der Unterschied zwischen einem Staatensysteme in dem dies möglich ist, und einem Grossstaat, einem Grossdeutschland, ist, dass im einen Falle die Macht des Staates verringert wird, weil jeder von den kleinen Staaten sich gegen den anderen einschränken muss, so dass durch die Einschränkung ihrer Macht eine Gruppe von kleinen Staaten mehr Freiheit gewähren könnte, als ein allmächtiger Grossstaat. Es erscheint mir unwichtig, ob Deutschland eines oder viele ist. Wichtig ist, dass überall in der Welt, in Europa, und nicht zuletzt in deutschen Ländern, das Menschenleben und die Natur geschützt würden, dass der Geist gedeihen möchte.

"Europa soll einmal ein Land sein, wo man überall mit demselben Gelde einkaufen kann." "Europa soll einmal ein Land sein, wo es keine Grenzen gibt." "Europa soll einmal ein Land sein, wo auch die Mädchen alles werden können." Wie unwichtig das alles ist. This is a diversion from the insoluble problems namely the unemployment, the dependence on foreign protection, the inability to deal with the Russians and with the division of the country.

Es ist bemerkenswert, wie die Terroristen gehandelt werden, welche Annsst man anscheinend vor ihnen hat, wie die Annsst des Volkes auf sie geladen und geleitet wird. Wie schwarze Schafe, die Sündenböcke, mehr noch als in Amerika, wo doch der eisentliche Terrorist unerkannt bleibt.

Die Frage nun, wie kann man eine Zusammenarbeit mit den russischen Kommunisten mit dem Respekt für die Menschenrechte vereinbaren? Der Fall Sakharov, ein so blendendes und wichtiges Beispiel, das verstanden werden muss, und das ich nicht recht verstehe.

Wir sind in Heideberg, und hier, Ecke Brückenkopfstrasse und Brückenstrasse, ist die Wissenschaftliche Buchhandlung, (?Steckenstrasse 4), die ich besucht habe. Doch ist es Sonntag, und sie ist geschlossen. Unten am Neckar riecht es nach Bratwurst, ein Aroma das vielleicht von dem Schiffsrestaurant, welches hier am Ufer verankert ist, ausgedünstet wird. Von den bläulichen oder silbernen Wellen, die Hölderlin besang, ist heute keine zu sehen. Der Neckar ist, um es vorsichtig zu sagen, nicht sehr sauber. Seine Ufer sind mit selbst-grünen Schaum besetzt. Aber Schwäne und Enten scheinen trotzdem zu gedeihen. Auf der Brücke,

"... wie von Göttern gesandt fesselt ein Zauber mich an..."
heisst es bei Hölderlin.

Wir sind auf die Burg gewandert, und durch die Altstadt
gesessen, auf und ab. Jetzt steigen wir den Schlangenberg
hinan. Er soll zum Philosophenweg führen.

In Heidelberg auf dem Rathausplatz habe ich abgestimmt,
zum ersten mal in einer deutschen Wahl. Es war eine Abstimm-
ung, von den Grünen veranstaltet, für oder gegen die Sta-
tionierung der amerikanischen Mittelstreckenraketen in
Deutschland. Ein Junger Mann mit einem lässigen hellblonden
Vollbart, sein Aussehen wie ein Selbstbildnis von Dürer,
reichte mir den Stimmzettel. Auf einem Blatt wurden Namen
und Adresse eingetragen, und auf einem zweiten, die Wahl.
Nachdem ich gewählt hatte, kam mir ausenblicks der Gedanke,
dass meine Adresse vielleicht registriert würde, und den
amerikanischen Behörden mitgeteilt, und dass mir auf Grund
dieses Ausdrucks meiner Überzeugung die Staatsbürgerschaft
könnte entzogen werden. Sofort fielen mir Strategien ein,
wie ich mich dagegen verteidigen würde. Aber dann,
plötzlich, verschwand die Angst, und ich war mit dem was ich
setzen hatte sehr zufrieden.

Der plötzliche Umschwung vom Standpunkt des
Gegenwärtigen zum Gesichtspunkt des Überzeitigen, der so
bezeichnend für Hölderlins Gemütsverfassung ist... "O
dorthin nimmt mich purpurne Wolken..." Erst die Beschreibung
der Jugend, dann plötzlich das Bewusstsein des Schongewese-
nens, das Wissen darum, dass die Jugend hinter ihm liegt,
und dass das Leben vergangen ist. Es ist das Todesbewusst-
sein welches dann spricht: "Noch dünkt die Welt mir schön."
Es ist damit gemeint, im Rilkeschen Sinne, dass das Totsein
noch nicht vollendet ist, und dass die Schönheit der Welt
noch Anziehungskraft für den jüngst Gestorbenen hat. Dann aber
wird eine Welt beschrieben, die wirklich schon gestorben ist,
die idealisierte Welt Griechenlands. Der Schlusssatz, "Doch
weicht mir aus treuem Sinn auch dar mein Neckar nicht Mit
seinen lieblichen Wiesen und Uferweiden." stellt eine Verbin-
dung der zwei Welten dar, in welchen der Dichter lebt.

Die Grossmächte wetteifern miteinander um die Boshaftig-
keit. Die einzige Schlussfolgerung die man daraus ziehen
kann, ist dass die Macht an sich verderblich ist, und ver-
dirbt.

Am 17. Juni 1984

Abends, wieder in Assmannshausen bei Frau Rössler. Wir
sehen wieder auf dem Rhein-Riesling-Pfad durch die Weinberge
nach Rudesheim.

Wir sind wieder gekommen wo wir zuerst (abgesehen von
Berlin) in Deutschland übernachtet hatten, und wieder zu

Frau Rössler, die uns erwartete. Sie sass auf der Veranda und erklärte mit einem Ausdruck gedämpften Triumphs, dass sie die Zimmer für uns freigehalten habe, obsleich ich sie gebeten hatte, das nicht zu tun, sondern sie zu vermieten, falls die Möglichkeit bestände, da ich mich wegen unsere Rückfahrt nicht hatte festlesen wollen.

Wir brachten unsere Koffer in die bekannten Zimmer, ich fragte sie nach dem Höhenweg nach Lorch, Herr Rössler erklärte, dass ein solcher nicht bestehe, sondern dass der Weg nach Lorch durch den Wald führe, und dass wir, wegen der vorgeschrittenen Zeit, heute abend keine Aussicht mehr erreichen würden.

Wir entschieden uns also wieder nach Rödeshelm zu gehen. Im Städtchen kaufte ich eine Wanderkarte von einer Frau die ihren Laden an der Hauptstrasse hatte. Sie bot uns die Karte für DM 4.80 an, behielt dann aber die 20 Pfennig Wechselseld für ihr übermässiges Interesse und ihre persönlichen Auskünfte über Wandermöglichkeiten. Es war mir Recht.

Wir gingen die Talstrasse hinauf, am Friedhof vorbei, wieder in die Weinfelder, und fanden den Weg nach Rödeshelm ohne Schwierigkeiten. Es war derselbe Pfad, den wir bei unserem vorigen Besuch aus Assmannshausen gewandert waren. Heute abend war er warm und sonnig. Ich zog mein Hemd aus und trug es über dem Arm, um es schnell wieder anzuziehen, falls uns andere Spaziergänger besetzten, und auch um nicht so verschwitzt zu sein, wenn es Zeit wurde zum Abendessen einzukehren. Wir hatten nämlich heute, weil es Sonntag war, nicht einkaufen können, und deshalb wollten wir zum Abschied, wie andere Touristen, im Restaurant zu Abend essen. In der Nähe des alten Schloss Ehrenfels entdeckte Klemens zwischen Weinstöcken einen Fasanen. Erst las der Fasan ganz still am Boden um sich nicht zu erkennen zu geben, dann aber spazierte er in all seiner Farbenpracht davon. An jener Ecke, wo sich die Aussicht über Bingen und über das südliche Rheinthale ausweitete, und wo am fernen Horizont die Stadt Mainz zu erkennen ist, kehrten wir um, damit wir uns zum Abendessen rechtzeitig in Assmannshausen wieder einfinden möchten.

Wir gingen in das selbe Gasthaus zur Linde, wo wir bei unserem ersten Besuch das Schinkenbrot mit dem Schankwein bestellt hatten. Da ist ein Garten mit einem freien Blick über die Bundesstrasse 42 hinweg zum Rheinufer und auf den Rhein. Diesmal bestellten wir alle Wiener Schnitzel mit Erbsen und Bratkartoffeln, die sich hier am deutschen Rhein für Pommes frites aussaben. Die Schnitzel waren gut, aber die Erbsen waren trocken und alt. Die Schinkenbrote waren besser gewesen. Dazu tranken wir milden weissen Schankwein.

Aber die frische Jugend der Kellnerin kommt manchem zu Gute. Sie ist das selbe Junge Mädchen, das uns bei unserem vorigen Besuch hier bedient hatte. Sie hat ein schönes

gleichmässiges Gesicht, und hohe Brüste, zu denen sie ein tief ausgeschnittenes Kleid trägt, welches einen fabelhaften Blick auf die Geheimnisse ihrer Gestalt gewährt, Jedes mal wenn sie sich über unseren Tisch beugt, um uns den Wein zu reichen. Sie schien sich an uns zu erinnern, und ich mich an sie. Da muss ich an die Lieder von der schönen Jansen Lindwirtin denken, die sich vom Gast, der nicht mehr zahlen konnte, das Herz zum Pfande forderte. Wir warteten lange auf unser Essen, und als es kam, waren die Weinsläser längst leer. Aber da wir auf unserem Zimmer bei Frau Rössler noch einen Liter Weisswein hatten, den wir nun wegen unserer unmittelbar bevorstehenden Abreise, am selben Abend noch austrinken mussten, bestellten wir keine zweiten Gläser und genossen, also nicht nur aus Geiz, eine etwas trockene Abendmahlzeit. Das Essen kostete für uns alle drei DM 64.50. Klemens schlug vor, dass wir ein Trinkgeld von 9 Mark auf dem Tische liessen.

Nun schlenderten wir in unsere Pension zu Frau Rössler zurück, öffneten wir die andere Flasche Wein die wir noch vorrätig hatten, und tranken sie zur Hälfte. Klemens und ich sinnen nun noch einmal an den Rhein. Wir sprachen über denn Sinn dieser Reise, die wir für eisenartig schön und in ihrer Art unwiederholbar erklärten. Ich erläuterte weswegen mir das Touristenreisen eigentlich nicht fasste, dass ich lieber aus Geschäfts- oder Beruflichen Gründen nach Deutschland fahren würde, und dass ich natürlich eine Möglichkeit sehe in Deutschland eine Wohnung zu haben, was ich aber nicht als logisch betrachten könnte, lieber eine Farm in New Hampshire oder ein Haus an der Küste in Maine, die ich aber noch nicht gekauft hätte, um den Konflikt zu vermeiden, zwischen hier und dort, um nicht immer entscheiden zu müssen, wo wir denn unsere Zeit verbringen sollten.

Es kam von selbst, dass ich das Neckartal und Heidelberg im Glanze, von Hölderlins Dichtungen erlebte. Die Gedichte, der "Neckar" und "Heidelberg", hatte ich beide schon auswendig gelernt und wieder vergessen und wieder gelernt. Indem wir nun ins Neckartal fahren, kamen sie ins Gedächtnis zurück, und immer wieder wie die Brandung eines seheimnisraunenden Meeres brachen sie über die Lippen der Gedanken,

In deinen Tälern wachte meine Herz mir auf zum Leben

Deine Wellen umspielten mich,

Und all der holden Mädel, die dich Wanderer kennen,

Ist keiner fremd mir.

Zu euch vielleicht, ihr Inseln! geräth noch einst

Ein heimathloser Sänser; denn wandern muss

Von Fremden er zu Fremden, und die

Erde, die freie, sie muss ja leider!

Statt Vaterlands ihm dienen, so lang er lebt,

Und wenn er stirbt - doch nimmer vergess ich dich,
So fern ich wandre, schöner Main! und
Deine Gestade, die vielbeslückten.

Hölderlin

Das zweideutige Verhältnis zur vertrauten Landschaft, welches in Hölderlin's Ode Ausdruck findet, bezeichnet besser als irgend eine Erklärung meinerseits die gesagte Traurigkeit meiner Beziehung zur deutschen Landschaft.

Ich bin auf meiner Deutschlandreise verschiedentlich Menschen begegnet, die heimatlos waren wie ich. Es schien mir fast, dass jene Menschen die sich nicht heimatlos vorkommen, durch ihre Zufriedenheit eine gewisse Seichte verraten, die es einem erschwert, sie ernst zu nehmen. Dass trotz der Heimatlosigkeit eine Bindung besteht, eine Erinnerung fortlebt, die es uns unmöglich macht die Heimat zu vergessen, das bedeutet keineswegs eine Aufhebung der Heimatlosigkeit, sondern ist, im Gegenteil, deren Begründung und Bestätigung.

Der Begriff der Heimat ist ein idealischer und hat nichts mit der Wirklichkeit zu tun. Ihn zu verstehen, heisst dadurch heimatlos zu werden. Wer sich aber als beheimatet empfindet, von dem kann man mit Sicherheit sagen, dass er nicht weiss, was Heimat ist.

Was nun die faktische Entfremdung von Deutschland anlangt, so schienen verschiedene Einflüsse dafür verantwortlich zu sein. Erstens, die moralisch-politische Katastrophe des National Sozialismus, zweitens, die physische Zerstörung der Städte durch den Krieg, drittens, die bestehende militärische Trennung des Landes, und viertens, die Umweltzerstörung durch die Industrie.

Heute ist der 18. Juni. Wir sind wieder in Eltville am Rhein. Es ist klar und sonnig, und endlich blühen die Rosen. Der Rhein hat sich beruhigt. Auch das Schloss hat Ruhetag. Die Turm Uhr schlägt neun, und die Kirchenglocken läuten. Das Weingut, wo wir uns verabschieden wollten, ist leider geschlossen.

Ich war früh heute morgen, um fünf aufgewacht, war dann wieder eingeschlafen. Frau Rössler hatte, wie bei unserem ersten Besuch, das Frühstück für uns in ihrem Wohnzimmer bereit.

Zwischen Wiesbaden und Frankfurt war die Autobahn wegen zweier Baustellen gestaut. Wir hatten uns reichlich Zeit erlaubt, und trotzdem, als es so langsam ging, fing ich an mir Sorgen zu machen, ob wir den Fluss erreichen

würden.

Den Wasen haben wir ohne Schwierigkeiten abgesehen. Wir bezahlten DM 1720.10 für die 18 Tage. Wir kauften uns beim Abschied ein Buch über die deutsche Friedensbewegung. Jetzt sitzen wir im Restaurant Graf Zeppelin, und Klemens sagt ganz richtig, ein unklarer Name für ein Restaurant am Flughafen.

Wir sahen unser Gepäck an einem Schalter auf, wo ein unerfahrenes junges Mädchen amtierte. Sie wollte unbedingt meinen deutschen Pass sehen, konnte nicht verstehen, wie ich mit einem amerikanischen Pass reisen konnte. Ich fragte, ob sie uns Plätze besorgen könnte die nicht für Zwerse wären, aber die Sitze, bei den Notsausgängen, die einzisen wo für Erwachsene Menschen Platz ist, waren schon vergeben. Ein Fensterplatz war nur in der Rauchabteilung noch vorhanden.

Ich muss wieder an die Szene am Kolumbuskai denken, von wo ich das letzte mal Deutschland verliess. Über die Unterschiede ist genug gesagt worden.

Auf dem Flughafen in Frankfurt hatten wir noch zwei Stunden zu warten, eh das Flugzeug absing. Wir wollten auf das Aussichtsdeck, um vor dem langen Sitzen noch einmal in der Sonne spazieren zu sehen. Aber dazu war eine Durchsuchung unseres Handgepäcks verlanst, eine Sicherheitsmassnahme, für die sich die frankfurter Flughafengesellschaft entschuldigte, für die wir aber trotzdem nicht aufselest waren. Besonders Klemens sträubte sich dagegen. So gingen wir noch ein bisschen in den weiten Hallen des Flughafens spazieren, und die Zeit war, eh wirs wussten, vergangen.

Eine kleine Ausstellung über den Flughafen selbst erklärt weshalb hier alles asphaltiert und betoniert ist, kein Grün, keine Blumen, kein Baum, mit Absicht, um die Vösel von den Maschinen fern zu halten.

Der Wartesaal an der Abflugrampe war so überfüllt, dass wir die viertel Stunde die wir dort warteten, abwechselnd stehen mussten. Dann wurde allen Fluggästen mitgeteilt, man müsse vor dem Flug noch einmal sein Gepäck identifizieren. Scheinbar wurde befürchtet, dass Jemand der nicht Fluggast war, eine Bombe ins Flugzeug laden lassen möchte. Wir tun wie uns befohlen, identifizieren unsere Gepäckstücke noch einmal. Dann steigen wir ins Flugzeug. Es ist eine DC-10, und scheinbar geräumiger als die 747 mit der wir angekommen waren.

Die grosse Entfernung die Deutschland von Amerika trennt fordert nun nicht mehr eine tagelange Schiffsfahrt über das Meer. Der Preis ist ein sezwänstes Einklausiert-

sein in die kleine Kabine des grossen Fluszeugs, überfüllt, von Lärm umgeben, einsefercht neben fremde Menschen mit denen man sonst kaum sieben Stunden in so enger Berührung verbringen würde.

In Boston ist es wärmer und feuchter. Die Zollinspektion macht uns keine Schwierigkeiten. Sie haben uns alles geslaubt. Und hier ist alles unverändert. Es weht eine lauwarme Wind, und ganz vorsichtig fängt es zu regnen an. Die Reise nach Deutschland war wohl doch nur ein Traum.